

Zeitschrift: Neujahrsblatt / Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen
Herausgeber: Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen
Band: 126 (1948)

Artikel: Die bauliche Entwicklung der Stadt Basel : die Altstadt Gross-Basel
Autor: Kaufmann, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1006921>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

EM 47

DIE
BAULICHE ENTWICKLUNG
DER STADT BASEL

DIE ALTSTADT GROSS-BASEL

VON RUDOLF KAUFMANN

MIT BEITRÄGEN VON J. MAURIZIO, H. STOHLER UND A.R. WEBER

126. NEUJAHRSBLATT

126-130

HERAUSGEGEBEN VON DER GESELLSCHAFT ZUR BEFÖRDERUNG

DES GUTEN UND GEMEINNÜTZIGEN

1948-1952



1948

IN KOMMISSION BEI HELBING & LICHTENHAHN BASEL

Inhaltsverzeichnis der früheren Neujahrsblätter.

1. Erzählungen aus der Basler Geschichte in zwangloser Reihenfolge.

- *1. 1821. (Bernoulli, Dan.) Isaac Iselin.
- 2. 1822. (Burckhardt, Jac., Obersthelfer, später Antistes.) Der Auszug der Rauracher.
- *3. 1823. (Hanhart, Rudolf.) Basel wird eidgenössisch. 1501.
- *4. 1824. (Hagenbach, K. R.) Die Schlacht bei St. Jakob. 1444.
- *5. 1825. (Hagenbach, K. R.) Die Kirchenversammlung zu Basel. 1431—1448.
- *6. 1826. (Hagenbach, K. R.) Die Stiftung der Basler Hochschule. 1460.
- *7. 1827. (Hagenbach, K. R.) Erasmus von Rotterdam in Basel. 1516—1536.
- *8. 1828. (Hagenbach, K. R.) Scheik Ibrahim, Johann Ludwig Burckhardt aus Basel.
- *9. 1829. (Hagenbach, K. R.) Rudolf von Habsburg vor Basel. 1273.
- *10. 1830. (Hagenbach, K. R.) Bürgermeister Wettstein auf dem westphälischen Frieden.
- *11. 1831. (Hagenbach, K. R.) Das Jahr 1830, ein wichtiges Jahr zur Chronik Basels.
- *12. 1832. (Burckhardt, Abel, Obersthelfer.) Die Schlacht bei Dornach am 22. Juli des Jahres 1499.
- *13. 1835. (Burckhardt, Abel, Obersthelfer.) Landvogt Peter von Hagenbach.
- *14. 1836. (Burckhardt, Abel, Obersthelfer.) Das Leben Thomas Platters.
- 15. 1837. (Burckhardt, Abel, Obersthelfer.) Das große Sterben in den Jahren 1348 und 1349.
- *16. 1838. (Burckhardt, Abel, Obersthelfer.) Das Karthäuser-Kloster in Basel.
- 17. 1839. (Burckhardt, Abel, Obersthelfer.) Der Rappenkrieg im Jahre 1594.
- *18. 1840. (Burckhardt, Abel, Obersthelfer.) Die ersten Buchdrucker in Basel.
- *19. 1841. (Heusler, Abr.) Die Zeiten des großen Erdbebens.
- 20. 1842. (Burckhardt, Abel, Obersthelfer.) Hans Holbein der Jüngere von Basel.
- *21. 1843. (Wackernagel, W.) Das Siechenhaus zu St. Jakob.
- 22. 1844. (Reber, B.) Die Schlacht von St. Jakob an der Birs.

2. Die Geschichte Basels von den ältesten Zeiten bis zur Einführung der Reformation, in zusammenhängenden Erzählungen dargestellt.

- *23. 1845. (Fechter, D. A.) Die Rauraker und die Römer, Augusta Rauracorum und Basilea.
- *24. 1846. (Burckhardt, Jacob, Professor.) Die Alemannen und ihre Bekehrung zum Christentum.
- *25. 1847. (Streuber, W. Th.) Bischof Hatto, oder Basel unter der fränkischen Herrschaft.
- *26. 1848. (Burckhardt-Piguet, Theophil.) Das Königreich Burgund. 888—1032.
- *27. 1849. (Burckhardt-Piguet, Theophil.) Bürgermeister Wettstein auf dem westphälischen Frieden.
- *28. 1850. (Fechter, D. A.) Das Münster zu Basel.
- *29. 1851. (Fechter, D. A.) Bischof Burchard von Hasenburg und das Kloster St. Alban.
- *30. 1852. (Fechter, D. A.) Das alte Basel in einer allmählichen Erweiterung bis 1356.
- 31. 1853. (Burckhardt-Piguet, Theophil.) Die Bischöfe Adelbero und Ortlieb von Froburg.
- *32. 1854. (Burckhardt, L. A.) Bischof Heinrich von Thun.
- 33. 1855. (Hagenbach, K. R.) Die Bettelorden in Basel.
- *34. 1856. (Burckhardt, L. A.) Die Zünfte und der rheinische Städtebund.
- *35. 1857. (Arnold, W., Professor.) Rudolf von Habsburg und die Basler.
- *36. 1858. (Wackernagel, W.) Ritter- und Dichterleben Basels im Mittelalter.
- *37. 1859. (Vischer, W.) Basel vom Tode König Rudolfs bis zum Regierungsantritte Karl IV.
- *38. 1860. (Heusler, Andr.) Basel vom großen Sterben bis zur Erwerbung der Landschaft. 1340—1400.
- *39. 1861. (Burckhardt-Piguet, Theophil.) Basel im Kampfe mit Österreich und dem Adel.
- *40. 1862. (Hagenbach, K. R.) Das Basler Konzil. 1431—1448.

Frühere Jahrgänge der Neujahrsblätter sind, soweit sie noch vorhanden, zu beziehen bei Helbing und Lichtenhahn, Buchhandlung, Freiestraße 40.

(Die mit * bezeichneten Hefte sind vergriffen)

DIE BAULICHE ENTWICKLUNG DER STADT BASEL

DIE ALTSTADT GROSS-BASEL

VON RUDOLF KAUFMANN

MIT BEITRÄGEN VON J. MAURIZIO, H. STOHLER UND A.R. WEBER

126. NEUJAHRSLATT

HERAUSGEGEBEN VON DER GESELLSCHAFT ZUR BEFÖRDERUNG
DES GUTEN UND GEMEINNÜTZIGEN



EM 47

1948

IN KOMMISSION BEI HELBING & LICHTENHAHN BASEL

* 48,16

Katalog

KARL WERNER AG. BASEL

VORWORT

Vor rund hundert Jahren begann die «neuzeitliche Umgestaltung» der Stadt Basel. Ihr Verlauf ist im ersten Band der Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Stadt peinlich genau registriert. Die Eisenbahn sprengte den Mauergürtel. Epidemien, wie diejenige der Cholera, verlangten einschneidende Korrekturen und städtebauliche Sanierung. Je mehr sich das Stadtbild änderte, um so stärker wurde das Bedürfnis, die Erinnerung an das alte Basel festzuhalten. Es war Daniel Fechter, der in einem Neujahrsblatt, das sich in erster Linie an die Jugend wendete, in einem geschichtlichen Gang durch die alten Gassen die Augen öffnen wollte für die Vergangenheit. Denn mit Wehmut stellte er fest, daß «das neueste Zeitalter, das schon so manches Hohe erniedrigt hat», so vieles hinwegräumte. Auf das Jahr 1856, zur Säkulärfeier des Erdbebens, erweiterte er diese Schilderung zu jener «Topographie», der ersten gründlichen, heute noch unentbehrlichen Darstellung, um derentwillen das «Erdbebenbuch» zu den seltenen und gesuchten Büchern baslerischer Geschichte gehört.

Seit Fechter hat die Forschung und die Beschäftigung mit dem städtebaulichen Problem nicht mehr nachgelassen. Der Standpunkt des Beobachters freilich ist ein anderer geworden. Die Betrachtungsweise begnügt sich nicht mit dem Historischen. Sie sucht vielmehr nach der ursprünglichen Planungsidee, die den Straßenzügen und der Bebauung zugrunde liegt. Das gilt für das vorliegende und das nächste Neujahrsblatt in besonderem Umfang. Der Verfasser will Vergangenheit und Gegenwart in ihre notwendige innere Beziehung bringen. Seine Darstellung ist in gewisser Hinsicht die Fortsetzung seiner Arbeit für die Ausstellung im Kleinen Klingental im Herbst 1945 über Altstadtsanierung und Altstadterhaltung. Hier ließ sich die städtebauliche Entwicklung bis auf unsere Zeit verfolgen. Darüber hinaus wurde die heute notwendige Aufgabe einer sinnvollen Sanierung gestellt. Es war nicht Zufall, daß über 20 000 Besucher sich in diese eindrucksvolle Schau vertieften. Im Zusammenhang mit einer Führung durch Dr. Rudolf Kaufmann wagte der Unterzeichnete die Frage, ob es nicht möglich wäre, das Ergebnis in einer Schilderung für das Neujahrsblatt zusammenzufassen. Erfreulich war die Zustimmung. Maßgebend wurden die Richtlinien der Ausstellung. Im vorliegenden Heft wird die Entstehung der Altstadt Großbasel

bis ins 13. Jahrhundert beschrieben. Die Vorstädte, Kleinbasel, die Wandlung der Kleinstadt zur modernen Stadt, die Notwendigkeit und Möglichkeiten der Sanierung sollen im folgenden Heft behandelt werden. Ausreichende und wirksame Illustration muß das Wort unterstützen. Mitarbeiter wurden herangezogen; sie sind im Text namentlich aufgeführt.

Die schwierigste Frage war von Anfang an diejenige der Finanzierung. Ihre glückliche Lösung, die das Erscheinen dieser Publikation überhaupt möglich macht, verdanken wir der Großzügigkeit und der Einsicht, daß für diese Schrift ein öffentliches Interesse besteht. Sie möchte wirken für eine klare Einstellung zu den Problemen, die sich heute in städtebaulicher Hinsicht stellen.

Wir danken den Mitarbeitern und den hilfsbereiten Spendern, so den Arbeitsrappen-Instanzen, und der Sektion Basel der Schweizerischen Vereinigung für Heimatschutz, die je und je für den Gedanken einer verständnisvollen Altstadtanierung eingetreten sind, ferner zahlreichen E. Zünften und Gesellschaften.

Im Namen der Kommission zum Neujahrsblatt

Der Präsident:

Dr. Gustav Steiner

DIE ALTSTADT GROSS-BASEL

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort	3
Das römische Basel	9
Ariabinnun	10
Der Münsterhügel als wichtige Stelle im römischen Kolonieplan	11
Die planmäßige frühromische Quartieranlage auf dem Münsterhügel	12
Das spätrömische Castrum	16
Der Ursprung der Stadt	19
Die frühmittelalterliche Stadt	23
Die bischöfliche Stadt	
Der Martinszinsbezirk	28
Die Stadtmauer des Bischofs Burchard	29
Die Ordnungsprinzipien in der Stadtanlage	31
Das Quartier um St. Peter	
Seine Entstehung	37
Die Parzellen und Baugevierte	37
Die Aufstiege	41
Der Quartiercharakter	41
Das Quartier um St. Leonhard	
Seine Entstehung	42
Die Anlage der Gassen	45
Die Parzellierung	46
Der Rümelinbach	48
Die gewachsene Form	49
Die obere Talstadt rechts des Birsigs	
Ihre Entstehung	50
Die Freiestraße	50
Die Parzellen und Baugevierte	51
Die Bildung des neuen Stadtzentrums	55
Die Stadtmauer aus der Zeit um 1200	58

ANHANG

Schema der wichtigsten vor- und frühgeschichtlichen Fundstellen im heutigen Stadtgebiet	64
<i>A. R. Weber</i> : Spuren des römischen Bebauungsschemas auf dem Münsterhügel	66
<i>H. Stobler</i> : Das römische Vermessungsnetz auf dem Münsterhügel	68
<i>J. Maurizio</i> : Ein Rekonstruktionsversuch der römischen Stadtanlage auf dem Münsterhügel	70

DEM Basler Geschichtsfreund ist das Thema bekannt. In verschiedenen Darstellungen ist es bereits ausführlich behandelt worden. D. A. Fechter, R. Wackernagel und G. Burckhardt vermitteln eine reich detaillierte Gesamtvorstellung. Einzelne Abschnitte aus der Entwicklung haben vor allem durch F. Stähelin und A. Bernoulli eine gründliche Abklärung erfahren. Spezielle Fragen sind in zahlreichen Untersuchungen bearbeitet worden. Der erneute Versuch, die bauliche Anlage der Stadt und ihre Entwicklung zu schildern, wäre daher überflüssig, wenn nicht jüngste Forschungsergebnisse und der Wunsch, eine vornehmlich den Stadtbaufragen gewidmete Darstellung zu besitzen, die abermalige Zusammenfassung des heutigen Wissens rechtfertigen würden. Dabei ist aber zu bedenken, daß die eigentliche Stadtbaugeschichte vorerst noch auf längere Zeit hinaus nicht geschrieben werden kann. Die Verarbeitung der im Historischen Grundbuch von Karl Stehlin gebotenen Angaben und die Sammlung und Sichtung der in zahlreichen weiteren Akten enthaltenen Tatsachen bedürfte allein schon einer beträchtlichen Anstrengung. Dazu kommt, daß die dank den Maßnahmen der Arbeitsbeschaffungsbehörden für die Vorbereitung der Altstadtansanierung erfolgte planmäßige Aufnahme des erhaltenen alten Baubestandes erst einmal ausgewertet werden müßte. Ferner wäre es nötig, die Untersuchung der historisch wichtigsten Stellen im Stadtbild durch Grabungen zunächst systematisch auf das gesamte Altstadtgebiet auszudehnen. Einzig auf diesem Wege können jene Fragen abgeklärt werden, für die urkundliche Belege fehlen. Heute ist einzig der Versuch möglich, den Umriß der Etappen und die Hauptzüge der Struktur herauszuarbeiten, eben das allgemeine Bild der baulichen Entwicklung der Stadt. Vorgesehen ist eine bis in unsere Tage reichende Übersicht.

Mit der historisch-antiquarischen Abklärung der Fragen kann der städtische Organismus nicht vollends gedeutet werden. Die aus dem Bemühen der Bewohner während Generationen geschaffene und der steten Veränderung unterworfenen Stadt wird als Ganzes vornehmlich visuell im Stadtbild faßlich. Der Klärung des optischen Sachverhaltes wird daher neuerdings auch mit Recht mehr Beachtung geschenkt. Aus diesem Grunde ist die reiche Illustration des Textes von besonderer Wichtigkeit. Allein gerade für die Veranschaulichung der frühen und entscheidenden Abschnitte besteht die Schwierigkeit, daß die überlieferten Elemente – Baulinie, Parzellenform, Gestalt und Aufteilung der Gevierte – nur dem Eingeweihten eine Vorstellung ermöglichen. Da diese Elemente indessen im späteren Stadtbild, wie es Matthäus Merian d. Ä. zu Beginn des 17. Jahrhunderts aufgezeichnet hat, weitgehend bestimmend geblieben sind, so vermitteln die Umzeichnungen nach seinem Originalplan ein lebendiges Bild der architektonischen Verhältnisse, wie sie aus dem Zusammenspiel der genannten Elemente auch unter veränderten Umständen wiederum entstehen mußten. Für die exakte Auswertung der Merianschen Aufnahmen bietet der Plan von Geometer L. A. Löffel aus den Jahren 1857–1859 die Grundlage. Ohne diese Hilfe bliebe baugeschichtlichen Forschungen ein sehr enger Bereich gezogen. Zur Illustration der sukzessiven Entstehung der heutigen Altstadt Großbasel dienen drei wei-

tere Abbildungen. Da das älteste Straßennetz nicht bekannt ist, wurde als Grundlage der Löffelsche Plan verwendet. Diese für die vergleichende Betrachtung bestimmten Bilder können daher einzig die Richtung und das jeweilige Ausmaß des zurückgelegten Wachstums andeuten.

Für die allgemeinen Grundlagen und Möglichkeiten der Betrachtungsweise sei auf die mit dem Thema zusammenhängende Beschreibung der künstlerischen Kultur von Basel im 118. und 119. Neujahrsblatt verwiesen. Galt es dort, dem künstlerisch interessierten Beschauer die Eigenart der Monumente, Straßen, Gassen und Plätze nahe zu bringen, so handelt es sich hier darum, das allmähliche Entstehen der Stadt zu verfolgen und zu zeigen, wie selbst bis in unsere Gegenwart hinein ursprüngliche disponierende und gestaltende Maßnahmen wirksam geblieben sind. Dem Verfasser sind bei diesem Unternehmen die Vorarbeiten zustatten gekommen, die er seit 1942 für den zweiten Kirchenband der «Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Stadt», sowie 1945 für die im Auftrage der Arbeitsbeschaffungsbehörden veranstaltete Ausstellung «Altstadt heute und morgen» ausführte. Die weitere Förderung verdankt er den wichtigen Erkenntnissen, die Dr. Hans Stohler in seinem Aufsatz über die Limitation der Kolonie Augusta Raurica veröffentlicht hat, sowie den verwandten Studien von Kantonsbaumeister J. Maurizio und Alfred R. Weber. Die Genannten haben ihn auch während der Arbeit bereitwillig durch Auskünfte und gemeinsame Prüfung der Ergebnisse unterstützt. Von Herrn Dr. Stohler stammen ferner die Vermessungsangaben zum abgebildeten römischen Koordinatenplan. Herr Maurizio stellte seinen Plan zur Verfügung mit der Darstellung der mutmaßlichen frühen römischen Bebauung und der Erklärung der Ordnungsprinzipien. Herr Weber verfaßte die Erläuterung zu dem Plan, welcher die überlieferten Hinweise auf die römische Baustruktur auf dem Münsterhügel enthält. Die sachgerechte Darstellung in den Plänen haben die Herren Kantonsgeometer E. Bachmann, ferner W. Allenspach und G. Käppeli vom Stadtplanbureau besorgt. Die Umzeichnung des Merianschen Planes und die Anfertigung der übrigen Abbildungen übernahm Herr Hans Bühler, dessen hingebungsvolle Arbeit für die zeichnerische Überlieferung des heutigen Altstadtbildes an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben darf.

DAS RÖMISCHE BASEL

Die Existenz und das Wachstum der Stadt Basel sind durch Daten und sonstige Nachrichten erst in verhältnismäßig späten Stadien ihrer Entwicklung belegt. Über ihre Anfänge geben einzig die Bodenfunde und die in der baulichen Struktur des heutigen Stadtbildes noch erhaltenen Teile der ursprünglichen Anlage sichere Auskunft (Abb. 15). Bisher war umstritten, ob die Stadt keltischen oder römischen Ursprunges und ob sie anfänglich eine Siedlung in der Ausmündung des Birsigtales oder auf dem Münsterhügel gewesen ist. Sieht man von den Meinungen ab, die grundsätzlich nur eine Möglichkeit gelten lassen wollten und sich daher für die eine oder die andere aussprachen, so haben R. Wackernagel («Basel ist nicht aus dem Römerkastell hervorgegangen, auch nicht aus der Bischofsburg; es entstand und entwickelte sich daneben») wie F. Stähelin («Basilia hieß also in erster Linie das befestigte Oppidum auf dem Münsterplatz, erst in zweiter Linie all das, was im Interesse von Gewerbe und Verkehr sich außerhalb der Mauern und unterhalb des Hügels mag angesiedelt haben») in ihren entgegengesetzten Annahmen das gleichzeitige Bestehen einer Tal- und einer Hügelsiedlung nicht ausgeschlossen und sind damit den komplizierten Verhältnissen am ehesten gerecht geworden. Denn es handelt sich nicht allein um die Frage, welcher Teil primär vorhanden gewesen ist, und auch nicht nur um die Feststellung, welcher Teil den ideellen Vorrang besessen hat. Wichtig ist vielmehr zu wissen, daß überhaupt und in welchem Gesamtgebiet die städtische, zahlreichen Bedürfnissen dienende und daher verschiedenartige Einrichtungen umfassende Siedlung ihre Entwicklung genommen hat. Faßt man nicht diesen Gesamtkomplex ins Auge, so wird man mit dem Entscheid über spezielle Fragen, wie zum Beispiel über den rechtlichen oder den wirtschaftlichen Kern der Stadt, stets in die Gefahr laufen, die Entwicklung aus einem willkürlich gewählten Prinzip und nicht aus der Mannigfaltigkeit der realen Verhältnisse zu erklären. Erst aus der Kombination der von verschiedenen Gesichtspunkten aus gewonnenen Erkenntnisse läßt sich eine deutlichere Vorstellung bilden. Tatsächlich haben daher auch alle bisher vertretenen Auffassungen zur Abklärung der umstrittenen Fragen beigetragen, und es dürfte sich nunmehr etwa folgender Verlauf der städtischen Entwicklung ergeben:

Arialbinnum

Kaum als Vorstufe, sondern lediglich als interessante Begleiterscheinung zur Entstehung Basels ist die auf dem Areal der ehemaligen Gasfabrik 1911 und 1917 von Karl Stehlin und Emil Major festgestellte Spät-La-Tène-Siedlung zu verstehen. Sie darf aus den von F. Stähelin dargelegten Gründen mit dem in den beiden erhaltenen römischen Verzeichnissen von Straßenstationen (Itinerarium Antonini und Peutingersche Straßenkarte) erwähnten Arialbinnum gleichgesetzt werden. Mit diesem dicht am hohen linken Rheinufer gelegenen Ort, dessen Hauptteil an den übrigen Seiten durch einen etwa zwei Meter breiten Graben und einen Pallisadenzaun geschützt war, steht eine zweite Spät-La-Tène-Fundstätte in Beziehung auf dem gegenüberliegenden Ufer im heutigen Areal der Ciba (Abb. 15, Nr. 2). Bei beiden handelt es sich nach den Studien von Kantonsbaumeister Maurizio nicht um zufällige Punkte im heutigen Stadtgebiet. Ihr innerer Zusammenhang mit der späteren Stadtanlage wird demnächst in einer besonderen Publikation dargelegt werden. Indessen genügt schon ein Blick auf die Karte zur allgemeinen Erklärung, warum diesen beiden Stellen eine spezielle Bedeutung zukam, und weshalb Arialbinnum auch später in den römischen Straßenverzeichnissen erwähnt wurde. Sie lagen unmittelbar oberhalb des Gebietes, in dem sich der Rhein bis zur Korrektur im 19. Jahrhundert in ein Wirrsal von Rinnen zerteilte, welches das Übersetzen erschwerte. Ihre Wichtigkeit erlangten sie, weil gerade hier zugleich die direkte Übergangsstelle lag für die Route von der Burgunderpforte nach dem Schwarzwald und den Donauländern und sich zudem hier naturgegeben der Treffpunkt ergab zwischen dieser West-Ost-Route und den Verbindungen von Norden und Süden. Da, wenn auch dem Umfange nach bescheiden, schon in vor- und frühgeschichtlicher Zeit der Fernverkehr eine Rolle spielte, hat somit Arialbinnum etwas von der Verkehrsbedeutung besessen, die nachmals die Stadt Basel bis heute behalten hat. Den Beweis liefern die Bodenfunde. Die geborgenen Keramikfragmente (siehe Abbildungen und Beschreibung im 118. Neujahrsblatt) gehören drei verschiedenen Gattungen an. Neben einheimischer Ware findet sich aus dem Haeduerland (Gegend von Autun in Burgund) eingeführte und außerdem solche italischer Herkunft. Verkehrsverbindungen und Handelsbeziehungen mit fernen Orten haben also offensichtlich bestanden. Durch die von R. Laur 1942 ausgeführten Nachgrabungen auf dem Areal der chemischen Fabrik Sandoz ist die bisherige Annahme einer freiwilligen Aufgabe der Siedlung durch ihre keltischen Bewohner entkräftet worden. Das einwandfrei festgestellte Massengrab beweist zusammen mit ähnlichen früheren Funden, daß die Bevölkerung ermordet worden und die Siedlung jäh erloschen ist. Weil römische Gegenstände fehlen, muß die Zerstörung noch im 1. Jahrhundert v. Chr. erfolgt sein. Vielleicht im Zusammenhang mit der Abwehr der ins Elsaß eingedrungenen Germanen des Ariovist (um 60 v. Chr.), vielleicht als Strafe für die Teilnahme der Rauriker am Aufstand des Vercingetorix (52 v. Chr.), oder weil sie mit den Raetern im Elsaß gemeinsame Sache gegen die Römer gemacht hatten und von

Munatius Plancus erneut unterworfen worden sind. Der Ort ist später nicht mehr (oder mindestens nicht mehr im früheren Ausmaß, denn ein wichtiger Wegpunkt blieb er auch weiterhin) bezogen worden. Seine ehemalige Bedeutung als «Brückenkopf» ging an eine andere Stelle über.

Der Münsterhügel als wichtige Stelle im römischen Kolonieplan

Die in das Land einrückenden Römer besetzten längs des Rheines alle wichtigen Punkte. In strategischer Hinsicht war im Gebiet des heutigen Basel der Münsterhügel durch seine Lage und Gestalt für ihre Zwecke besonders geeignet. Dieser markante Ort, der vielleicht schon von den Kelten zur Verteidigung bei kriegerischen Überfällen benutzt worden war, wurde für die Römer noch aus einem anderen Grunde bedeutsam. Es entsprach ihrer zielbewußten und organisatorisch erfahrenen Verwaltung, daß sie sowohl ihre neuen Städte als auch die übrigen Stützpunkte und Stationen planmäßig schufen und ausgestalteten, und eine der grundlegenden Maßnahmen in diesem Zusammenhange bildete die exakte Vermessung des Landes. Durch die Untersuchungen von H. Stohler ist erwiesen, daß die bereits von R. Laur erkannte geometrische Regelmäßigkeit der Stadtanlage von Augusta Raurica das Ergebnis einheitlicher Planung, bewußter Orientation und systematischer Bodenvermessung darstellt. Nach den gleichen Gesichtspunkten wurde auch das ganze Gebiet der Kolonie von den Römern aufgenommen, abgeteilt und mit weiteren Stationen durchsetzt. Es ist bezeichnend für diesen nach rationalen Überlegungen und Gesetzen organisierenden Geist, daß für die Wahl der neu zu gründenden Orte neben deren geländemäßig günstiger Lage auch ihre Übereinstimmung mit wichtigen Punkten im Vermessungssystem entscheidend war. Diese Voraussetzung traf für den Münsterhügel zu (Abb. 17).

Der Augster Stadtplan wie der Vermessungsplan der Kolonie sind gleich orientiert und auf den Sonnenaufgangspunkt zur Zeit der Sommer-Sonnenwende (21. Juni) eingestellt. Die gleiche Orientierung und Abweichung (36°) von der Ost-West-Richtung weist die Längsachse des Basler Münsters auf, und gleichzeitig läuft die XI. linke Vermessungslinie des von Augst aus aufgestellten Limitationsplanes mit großer Wahrscheinlichkeit durch die Kirche. Die Längsachse des Münsters liegt also, unter Berücksichtigung der möglichen Vermessungsfehler, unmittelbar an der elf Centurien von der Hauptachse der Stadt Augusta Raurica entfernten Vermessungslinie. An der gleichen Vermessungslinie und Landlosgrenze der Kolonie Augusta Raurica liegt auch die Längsachse des 1942 durch Ausgrabungen unter dem heutigen Kirchenboden nachgewiesenen karolingischen Gotteshauses in Riehen und ist auf sie ausgerichtet. Die Lage und Ausrichtung des rechtwinkligen Straßennetzes nordwestlich von Basel, der Verlauf von Straßen zwischen Augst und Basel und ihre Abstände vom Forumaltar in Augusta Raurica geben weitere Anhaltspunkte für

das Wirken der Agrimensoren. Die Tatsache der römischen Kolonievermessung steht infolgedessen ebenso fest wie die Gepflogenheit, die Vermessungslinien durch Straßen oder wichtige Gebäude sichtbar zu machen.

Die planmäßige frührömische Quartieranlage auf dem Münsterhügel

Allein, der Münsterhügel ist nicht bloß als wichtiger Punkt im Kolonieplan gewählt und markiert worden, es läßt sich vielmehr heute noch nachweisen, daß in Verbindung mit seiner Wahl als Standort für eine Station an der Landstraße von Augusta Raurica nach Cambete (Kembs) und Argentoratum (Straßburg) auch eine lokale Bodenvermessung vorgenommen worden ist zwecks planmäßiger Anlage einer besonderen städtischen Siedlung (Abb. 16). Schon G. Burckhardt ist die eigentümliche Regelmäßigkeit im Grundrißplan der Bebauung auf dem Münsterhügel aufgefallen. Er erkannte, daß die Längsachse und die Westfront des Münsters die Grundlagen liefern für ein Ordnungssystem, dem sich erstaunlich viele der heutigen Bauten einfügen. Denn ziemlich gleichmäßig über das ganze Gebiet verteilt sind zahlreiche Gebäudefronten und Parzellengrenzen praktisch entweder parallel oder senkrecht zur Münsterachse angeordnet. Dabei handelt es sich natürlich nur in den wenigsten Fällen noch um exakt parallele oder senkrechte Anordnungen. Denn die ursprünglichen, durch römische Mauern und Bauten markierten Orientierungen und Grenzen sind längst und wahrscheinlich auch wiederholt durch spätere ersetzt und dabei mehr oder weniger verändert worden. Dennoch ist aber die große Zahl der noch erkennbaren Linien auffallend. Auch die Größenverhältnisse des Münsterplatzes deuten auf eine gesetzmäßige Begrenzung hin. Wenn auch weder für die Orientierung der Bauten und Fluchten noch für die zahlenmäßig erfaßbare Regelmäßigkeit der Dimensionen von Burckhardt der eigentliche Beweis geliefert werden konnte, so hat sich aber inzwischen seine damals aufgestellte Behauptung im wesentlichen als richtig erwiesen: «Ein einheitlicher Straßenplan, an seinen rechten Winkeln und seinen gleichen Distanzen als römisch erkennbar und von den Schöpfungen des Mittelalters scharf unterschieden, überdeckt also den ganzen Riedel bis zur spätrömischen Mauer.» Durch Stohlers Nachweis, daß die Münsterachse mit dem Richtungswinkel des Augster Stadt- und Kolonieplanes übereinstimmt und unmittelbar an einer Vermessungslinie der Augster Pläne liegt, ist der Schlüssel für das Ordnungssystem der Stadtanlage auf dem Münsterhügel erst verständlich und sein römischer Ursprung tatsächlich bewiesen worden.

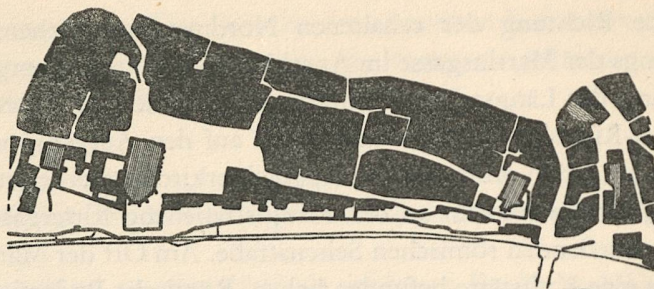
Auf dieser Grundlage kann auch mit Hilfe weiterer Beobachtungen, unter Verwendung der aus den Schriften des Vitruv und der römischen Feldmesser bekannten und durch die in Nordafrika, Italien und im Rheinland wieder entdeckten Vermessungssysteme bestätigten Richtsätze, die geometrische Planung der Stadt weiter verfolgt werden. Zwei andere bedeutsame Tatsachen hatte Stohler schon früher festgestellt: die mit der Münsterachse

übereinstimmende Richtung der erhaltenen Nordmauer der ehemaligen Augustiner-Klosterkirche, längs der Martinsgasse im Anschluß an die Augustinergasse, und die eigenartige Orientierung der Längsachse der Martinskirche, die eine Abweichung von $22^{\circ} 30'$ von der Ost-West-Richtung aufweist und damit auf den Aufgangspunkt der Sonne am 1. Mai eingestellt ist. Die Nordmauer der Augustinerkirche überliefert Richtung und südliche Begrenzung einer senkrecht an den Hauptstraßenzug Rittergasse-Augustinergasse-Rheinsprung anschließenden römischen Seitenstraße. Am Ort der Martinskirche muß sich in römischer Zeit eine Kultstätte befunden haben. Römische Bodenfunde und ein Mauerzug sind tatsächlich auch vor der heutigen Kirche zu Tage getreten. Damit sind bereits zwei wichtige Anhaltspunkte für die Ausdehnung des frühesten städtischen Bezirkes nach der Nordseite gesichert.

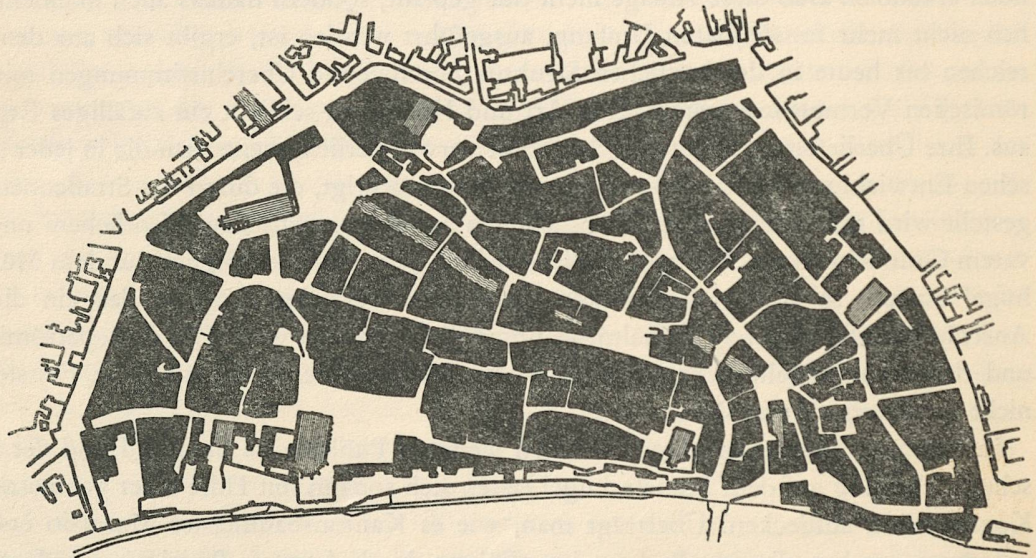
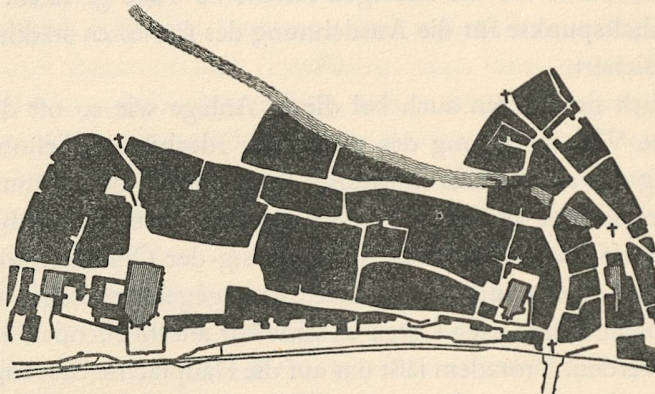
Selbstverständlich gestatteten auch bei dieser Anlage wie so oft die topographischen Verhältnisse keine Verwirklichung des römischen Idealplanes. Schon das Grundprinzip der Eingliederung der städtischen Bebauung in das durch decumanus (Längsachse) und cardo (Querachse) fixierte rechtwinklige Hauptstraßennetz ließ sich hier nur teilweise anwenden. Selbst auf die symmetrische Ausbildung der Quartiere wenigstens beidseitig der einzigen Hauptstraße mußte wegen deren naturgegebener Lage, wegen der geringen Breite des Plateaus und dem nach Osten unmittelbar anschließenden Steilhang des Rheinuferes, verzichtet werden. Trotzdem läßt das auf die Hauptachse des Augster Kolonieplanes ausgerichtete Koordinatennetz die ursprüngliche konsequente Ordnung der Bebauung noch erkennen. Daß diese Anlage nicht nur geplant, sondern damals auch in einem, freilich nicht mehr feststellbaren Umfang, ausgeführt worden ist, ergibt sich aus den zahlreichen bis heute in der baulichen Struktur überlieferten Übereinstimmungen mit dem römischen Vermessungssystem. Ihre Art und Häufigkeit schließt ein zufälliges Ergebnis aus. Ihre Überlieferung ist auch nicht weiter verwunderlich, wenn man die in jeder städtischen Entwicklung vorhandene Konstante berücksichtigt, die durch das Straßennetz dargestellt wird mit seiner beharrlich beachteten Scheidung zwischen öffentlichem und privatem Grundeigentum. Die bauliche Entwicklung der Stadt ist folglich auf dem Münsterhügel niemals so lange unterbrochen oder derart verändert worden, daß ein direkter Anschluß an die früheren Verhältnisse unmöglich gewesen wäre. Für den spätrömischen und den frühmittelalterlichen Abschnitt der Stadtgeschichte enthält diese Feststellung nicht unwichtige Aufschlüsse.

Interessante Zusammenhänge zwischen weiteren Punkten im Stadtbild und der römischen Bebauung auf dem Münsterhügel lassen sich sodann mit Hilfe einer geometrischen Konstruktion aufdecken. Überträgt man, wie es Kantonsbaumeister Maurizio erstmals unternommen hat, die von R. Laur im «Führer durch Augusta Raurica» veröffentlichte Konstruktion des Idealplanes jener Stadt in halber Größe auf den Münsterhügel, so erweist sich, daß eine ganze Reihe von Bauten (neben St. Martin vor allem St. Leonhard) in Bezug auf ihren Ort und ihre Richtung in einer seltsamen Gesetzmäßigkeit in den Idealplan

Von den Anfängen bis zum
Ende der Karolinger-Zeit.
Umfang: ca. 1160 m
Fläche: ca. 13 ha 43 a
davon entfallen auf das
spätromische Castrum
ca. 1240 m und ca.
5 ha 68 a



Im 11. Jahrhundert
(Stadtmauer des Bischofs
Burchard von Hasenburg)
Umfang: ca. 1280 m
Fläche: ca. 16 ha 50 a
+ die überlieferten
«Kreuzstraßen»,
siehe S. 30



Um das Jahr 1200 (Stadtbesetzung längs den «inneren Gräben»). Umfang: ca. 1660 m, Fläche: ca. 36 ha 70 a

Abb. 1. Das Wachstum der Stadt

einbezogen sind (Abb. 18). Wie die römische Feldmessung zu diesen Punkten gelangt ist, bedarf noch der Abklärung; daß sie damals durch Bauten markiert und später teilweise durch mittelalterliche christliche Kultstätten abgelöst worden sind, kann wohl nicht bezweifelt werden. Es ist sehr wohl möglich, daß weitere in der Talsohle gelegene städtische Bezirke damit in Beziehung standen. Die architektonisch sich auffallend entsprechenden Anschlüsse von Schlüsselberg-Stapfelberg und Münsterberg an die Bebauung auf dem Münsterhügel und an der Freienstraße sind wohl auch in diesem Zusammenhange zu nennen. Ähnlich wie zum Beispiel in Carcassonne haben diese Aufstiege – unter geschickter Wahrung der Verteidigungsmöglichkeiten auf dem Hügel – die Unter- und Oberstadt vermutlich schon in römischer Zeit verbunden. Eine auf Grund der früheren Überlegungen unerwartete Abklärung brachten die 1944 auf dem Münsterplatz ausgeführten Grabungen. Entgegen der von A. Bernoulli erwogenen und von G. Burckhardt vertretenen Auffassung ist das Areal des vorderen Münsterplatzes in römischer Zeit nicht überbaut gewesen. Zwischen den Gebäuden auf der Westseite und der Flucht der Münsterfassade sind keinerlei Bauspuren gefunden worden, wohl aber kam ungefähr ein Meter unter dem heutigen Platzniveau ein frühmittelalterlicher Friedhof zum Vorschein, sowie gegen die Nordwestecke des Platzes, vor dem Reinacherhof, der seither kenntlich gemachte römische Sodbrunnen (Abb. 16).

Über Umfang und allgemeine Aufteilung der römischen Stadtanlage lassen sich auf diese Weise verhältnismäßig zahlreiche Anhaltspunkte gewinnen. Sie entsprechen dem, was wir aus der theoretischen Zusammenfassung von Vitruv, in den zehn Büchern über Architektur, als Richtlinien für die planmäßige Anlage von Städten kennen. Als erstes Erfordernis wird die Wahl eines sehr gesunden Ortes bezeichnet. «So aber wird er sein, wenn er hoch gelegen, weder dem Nebel noch dem Reife ausgesetzt und weder den heißen noch den kalten, sondern den gemäßigten Himmelsgegenden zugewendet ist.» Nach der Bestimmung und Erstellung der Stadtmauer sollen sodann nach der Richtung der Himmelsgegenden (das heißt rechtwinklig) die Gassen verteilt, die Straßen abgesteckt und «je nach den günstigen Verhältnissen und dem gemeinsamen Bedürfnis der Bürgerschaft die Auswahl der Bauplätze vorgenommen werden, und zwar für den Tempel, den Marktplatz und die übrigen gemeinsamen Zwecken dienenden Orte». Für die Stellung der Tempel wird speziell verlangt, daß alle Altäre der Götter gegen Osten gerichtet sind und daß man von ihrem Orte aus einen möglichst großen Teil des Stadtumfanges überschauen kann. Ohne Kenntnis weiterer Spuren wäre es ein müßiges Unterfangen, die ursprüngliche Aufteilung der römischen Bebauung nach ihrer Zweckbestimmung (Forum, Basilica, Curia usw.) näher angeben zu wollen. Als gewiß darf lediglich gelten, daß die römische Quartieranlage sich von der Bäumleingasse bis St. Martin erstreckte und daß im Münsterplatz der ehemalige zentrale öffentliche Platz erhalten ist. Das heutige Münster, respektive der sogenannte Heinrichsbau hat seine Orientierung von einem römischen, die Vermessungslinie markierenden Bau übernommen. Die bei der Grabung im Jahre 1947 hinter der Chormauer auf der Pfalz gefundenen Reste einer karolingischen Kultstätte zeigen eine andere Orientierung.

Spärlicher sind die eigentlichen Bausteine erhalten, welche uns eine Vorstellung von den einstmals vorhandenen Gebäuden vermitteln. Immerhin sind, vor allem aus der spätrömischen Castrummauer, in der sie wiederum verwendet worden sind, doch so viele Architekturfragmente («Sockelsteine, Architrave, Friese; Stücke von Gebälk und Gesimsen, Pilasterkapitäl, Säulen- und Halbsäulenstücke, auch zwei mächtige Wandpfeiler») zum Vorschein gekommen, daß wenigstens in Teilen ein ungefähres Bild entsteht. Sie bezeugen die Existenz von großen, sicherlich öffentlichen Gebäuden, und die ebenfalls dieser spätrömischen Mauer entstammenden Grabsteine belegen durch ihre Inschriften eine aus romanisierten Einheimischen und Zugewanderten gemischte Bevölkerung, unter der auch ein Arzt vorkommt. Außerhalb der Stadt sind, wenn auch vorläufig nur vereinzelt, ebenfalls Niederlassungen nachgewiesen. Auf dem rechtsrheinischen Gebiet ist beim Landauerhof ein römisches Landgut festgestellt worden, beim Pfaffenlohweg ein gallorömischer Vierecktempel. Einzig auf dem Kirchplatz von Riehen, der als Vermessungspunkt doch von besonderer Bedeutung war, sind außer der Richtung der Kirche bisher keine baulichen Spuren bekannt geworden.

Das Alter der Römerstadt auf dem Münsterhügel läßt sich ungefähr errechnen. Die Erstellung des Kolonieplanes fällt zeitlich sicherlich zusammen mit der Gründung der Stadt Augusta Raurica durch L. Munatius Plancus (wahrscheinlich 44 v. Chr.). Auf Grund dieses Planes sind auf dem Münsterhügel die Vermessungslinien markiert worden. Zunächst wohl in Verbindung mit den 1944 neben dem vermutlichen römischen Straßenbett in der Südostecke des baumbestandenen Platzteiles, vor der heutigen «Lesegesellschaft», festgestellten Spuren: Hütten aus vergänglichem Baumaterial, mit klar erkennbaren Feuerstellen in ziemlich regelmäßigen Abständen und Abfallgruben, oft in unmittelbarer Nähe der Herde (Abb. 16). «Alles erinnert lebhaft an die Überreste der Holzkasernen von Vindonissa» (Bericht der Delegation für das alte Basel 1944). Mit dieser Militärstation («Drusus-Kastell») aus den ersten Jahrzehnten des 1. Jahrhunderts v. Chr. bildeten die an der Bäumleingasse (Haus Flügel Nr. 22, Bank Sarasin Nr. 10) und bis an den St. Albangraben (Hof von Nr. 5) gefundenen gallorömischen Wohnstätten eine lockere Siedlung. Nach der Aufgabe der Militärstation wurde das inzwischen auf dem westlichen und nördlichen Teil des Münsterhügels angelegte römische Quartier auch in seinem Zentrum den nunmehrigen zivilen Bedürfnissen angepaßt, der Platz der früheren Kasernen blieb frei.

Das spätrömische Castrum

In frühromischer Zeit war die Stadt also nicht groß (Abb. 1). Förderung durch Privilegien und andere Maßnahmen, wie sie der benachbarten Koloniestadt Augusta Raurica zuteil wurden, hat sie offenbar nicht erfahren. Als Grenzort und Stützpunkt war sie zunächst militärisch und politisch für die Römer wichtig gewesen. Nach der Besiegung der

Germanen und der Verlegung der Reichsgrenze an die Donau verblieben ihr einzig die aus der günstigen Verkehrslage resultierenden Lebensmöglichkeiten. Ihr Umfang wird sich daher in den ruhigen Zeiten des 2. Jahrhunderts kaum wesentlich verändert haben. Eine interessante Bestätigung findet diese aus spärlichen Anhaltspunkten gewonnene Vorstellung durch die von dem belgischen Forscher F. L. Ganshof in seiner «Etude sur le développement des villes entre Loire et Rhin au moyen âge» gesammelten Angaben über die flächenmäßige Größe der römischen civitates. Darnach gehörte die Stadt auf dem Münsterhügel mit einem Ausmaß von etwa 5 ha 68 a zu den kleinsten civitates, verschwindend neben dem mächtigen Trier (285 ha), neben Köln (96 ha 80 a), Mainz (95 ha), Metz (70 ha), Worms (69 ha); sie war auch merklich kleiner als die Gruppe von Städten mit einer Fläche zwischen 10 und 30 ha wie Reims, Orléans, Straßburg, Troyes, Tournai, Mans, am ehesten vergleichbar mit Paris und Amiens mit je 8 ha.

Eine völlig andere Situation, fast möchte man sagen, die Rückkehr zur schicksalshaften Bestimmung als Grenzort, trat um das Jahr 260 ein. Das römische Reichsgebiet jenseits des Rheines war verloren gegangen. In Basels Nähe setzte wiederum der Kampf ein um die Herrschaft über den Strom als der wichtigsten Position. Unter den Kaisern Diocletian und Maximian wurde die Rheinlinie neu befestigt. Kastelle entstanden um 300 auch oberhalb und unterhalb von Basel, so Kaiseraugst und Colmar. In dieses Verteidigungssystem wird von F. Stähelin ebenfalls der Bau der spätrömischen Mauer auf dem Münsterhügel einbezogen. Ihr Verlauf ist in größeren Teilen bekannt (Abb. 16). Gegen Südosten schloß sie in gerader Flucht von etwa 160 m das Plateau ab, «unmittelbar oberhalb der hier scharf nach Osten einbiegenden Mulde der Bäumleingasse hart am Rande des Plateaus». Im späteren 19. Jahrhundert ist die Mauer im Südabschnitt an vier verschiedenen Stellen bei Grabungen gefunden worden: 1860/61 beim Abbruch des Diesbacherhofes und anlässlich der Tieferlegung des Straßenbettes der Rittergasse, 1885 beim Bau des heutigen Realgymnasiums, 1887 beim Abbruch der St. Ulrichskirche und 1895 beim Bau des Hofflügels des neueren Gerichtsgebäudes (zwischen Domhof und Bäumleingasse Nr. 1). Von der Westmauer auf der Kante des Abhanges gegen die Freiestraße sind 1921 hinter dem Andlauer- und dem Reinacherhof (Münsterplatz Nr. 17, 18) Teile gefunden worden. Die Ostmauer gegen den Rhein «dürfte unter den jetzt noch vorhandenen Haldenmauern längs des Rheinsprunges zu suchen sein, sowie an der Stelle, wo jetzt der kleine Kreuzgang und die Halle zwischen den beiden Kreuzgängen zusammenstoßen». Die Nordmauer gegen die Eisengasse umschloß St. Martin, dessen Turm noch die Reste einer Wehranlage enthält, die vermutlich im Frühmittelalter ergänzend in das bestehende System eingefügt worden ist. Die Stärke der Mauer wechselt nach den örtlichen Verhältnissen. Im meistgefährdeten Südabschnitt ist das Fundament 2 m dick und der Oberteil der Mauer 1,2 m; der Sockel der Westmauer mißt bei gleicher Stärke des Oberteils nur 1,2 m.

Als Verstärkung im Südabschnitt ist wohl der Graben zu deuten, welcher am Rheinbord beginnend, hinter dem ehemaligen Fürstengäßlein nach Westen abbog und hinter den

Häusern an der Bäumleingasse bis etwa zum «Bäumlein» am unteren Ende der Gasse verlief (Abb. 16). Untersuchungen im Jahre 1901, anlässlich des Neubaus des Hauses Rittergasse 7, ergaben zunächst, daß der Graben hinter dem Fürstengäßlein bis zur Stelle, wo er die Rittergasse in einem Winkel von 85° schnitt, eine Tiefe von 5 m und eine Sohlenbreite von 9,5 m aufwies und beidseitig mit senkrechten Mauern verkleidet war. Diese Ausmauerung mitsamt der Auffüllung hinter der inneren Mauer erwies sich indessen als nachträgliche römische Maßnahme, denn bei der Kanalisation der Rittergasse sind 1902 zwischen dem Haus «zum Delphin» und der Turnhalle – etwa 2,5 m unter dem Straßenniveau in einer tiefen Einsenkung im gewachsenen Kiesboden – die oberen Ränder der ursprünglichen Böschung mitsamt den beiden verschiedenen Böschungswinkeln (der steilere innere maß 40° , der äußere nur 28°) zum Vorschein gekommen. Der Graben hatte also vordem eine obere Breite von etwa 20 m (F. Stähelin). Sein weiterer Verlauf jenseits der Rittergasse und hinter der Bäumleingasse bis zur Freienstraße ist durch folgende Beobachtungen gesichert: Hinter dem Hause «zum Delphin» fand D. A. Fechter 1860 seine Spuren. Für die solide Fundamentierung des damals angebauten Schopfes mußte nachweisbar tief gegraben werden. Das seltsam tief an den Schulhof anstoßende Hinterhaus von Bäumleingasse Nr. 11 ist offensichtlich in den noch offenen Graben hineingebaut worden. Beim Ausheben einer Zisterne in derselben Liegenschaft hatte Fechter 1856 bis auf 29 Fuß Tiefe aufgeschütteten, mit Ziegelsteinen und Knochen vermischten Grund festgestellt. Sodann kamen beim Bau der jetzigen Häuser Bäumleingasse Nr. 5 und 7 tiefgehende Mauern und wiederum aufgeschütteter Boden zum Vorschein. Beim Abbruch des benachbarten Praesenzhofes (Bäumleingasse Nr. 3) wurde 1857 die innere schräge Stützmauer des Grabens freigelegt und sein weiterer Verlauf nach Südwesten beobachtet. Die Häuser Nr. 97 und 95 an der Freienstraße bestehen noch heute aus je zwei direkt hintereinander gebauten Teilen, wovon die älteren hinteren Bauten ursprünglich gegen die Straße einen unter dem heutigen Niveau liegenden Ausgang besaßen. Unweit von dieser Stelle muß der Graben in der Mulde zwischen dem Steilhang und der Freienstraße geendet haben.

Die Folgerungen aus diesem Befund sind in verschiedener Hinsicht aufschlußreich. Zunächst umschloß die Mauer unter geschickter Ausnützung der Terrainverhältnisse einzig den militärisch und für die zivilen Interessen der Römer wichtigen Teil der Stadt. Sie ist daher nicht als eigentliche Stadtmauer zu bezeichnen, sondern gehört zur Anlage eines Castrums, das wie eine Zitadelle die Stadt als letztes und stärkstes Verteidigungszentrum überragte. Die in ihrem Verband aufgefundenen Architekturfragmente und Grabsteine dürften gleicherweise aus Ruinen und abgetragenen Gebäuden im inneren Bereich stammen, wie aus jenen Gebieten außerhalb, die zur Schaffung eines wirksamen Glacis baulich aufgegeben und geräumt werden mußten, wobei sicherlich in erster Linie jene Bauten geopfert wurden, deren ehemalige Zweckbestimmung in Vergessenheit geraten oder durch andere Einrichtungen hinfällig geworden war. Ihr Verlauf begrenzt aber zugleich auch den nachweisbaren Teil des ursprünglichen, auf dem Münsterplateau planmäßig entstandenen

Quartiers. Im Gebiet außerhalb der Mauer und jenseits der Mulde ist vermutlich nie ein ausgebauter städtischer Bezirk vorhanden gewesen. Diese Folgerung ergibt sich auch aus der Verteilung der frührömischen Bodenfunde im Areal zwischen Bäumleingasse und St. Albangraben und aus der Art der sonstigen römischen Funde in diesem Abschnitt. Die nachgewiesenen vereinzeltten Niederlassungen außerhalb der Mauer stellen im Verein mit den städtischen Quartieren im Birsigtal und an dessen beidseitigen Hängen nichts Ungewöhnliches dar (Abb. 15). Die allgemeinen Verhältnisse beim Südteil der Wehranlage hätten somit seit der frührömischen Zeit keine wesentlichen Veränderungen erfahren, und die mit der Errichtung der früheren Befestigung («Drusus-Kastell») bereits an der günstigsten Stelle erfolgte Abriegelung des Plateaus wäre später einfach beibehalten worden. In diesem Zusammenhange wird auch der in zwei Etappen erfolgte Ausbau des Grabens (nachträgliche Ausmauerung) verständlich, und selbst sein keltischer Ursprung ist nicht ausgeschlossen.

Der Ursprung der Stadt

Ob vordem die Kelten eine feste Siedlung auf dem Münsterhügel besessen hatten, G. Burckhardt spricht von einer eigentlichen Keltenburg, hängt von der Bewertung und Datierung der übrigen spätgallischen Funde ab (Abb. 15, Nr. 7). Von der baulichen Struktur sind jedenfalls bis jetzt keine Züge sichtbar geworden, was allerdings bei ihren leicht vergänglichen Spuren in dem seither dauernd bewohnten und kontinuierlich neu überbauten Gebiet auch nicht verwunderlich wäre. E. Vogt bezweifelt den vorrömischen Ursprung der vor der Münsterfassade, hinter dem Andlauerhof (Nr. 17), Reinacherhof (Nr. 18) und Rollerhof (Flügelbau des Völkerkundemuseums) gefundenen gallischen Wohnstätten. Diese Siedlungsspuren sind ihm nicht eindeutig genug, und vor allem eines der Hauptstücke, welches bisher für die geschlossene keltische Anlage auf dem Hügel angeführt worden ist, der schon erwähnte Graben hinter dem «Fürstengäßlein» und der Bäumleingasse, soll nach seiner Auffassung erst in Verbindung mit der spätrömischen Stadtmauer entstanden sein. Die weitere Abklärung dieser schwierigen, für die baslerische Siedlungsgeschichte indessen wichtigen Fragen muß den Sachkundigen überlassen bleiben. Aber auch wenn die Existenz einer größeren keltischen Niederlassung auf dem Münsterhügel auszuschließen ist, so muß dennoch in unmittelbarer Nähe eine solche bestanden haben, die den Anlaß bot zur Entwicklung der Stadt. Dafür sprechen einige allgemeine Überlegungen.

Die Gegend von Basel mit ihrem nach Mörikofer «bevorzugten milden Klima» ist sicherlich schon lange vor dem Auftreten der Römer relativ dicht besiedelt gewesen. Ebenso kann, wie das Beispiel von Arianbinnum lehrt, ihre wichtige Verkehrslage schon frühzeitig zur Bildung eines in größerem Ausmaße organisierten und den speziellen Bedürfnissen dienenden Ortes geführt haben. Um so mehr als die großen Verbindungen bereits vorhanden waren und bei der Übernahme von den Römern einzig in ihrem Verlauf korrigiert und zu technisch soliden Straßen ausgebaut wurden. Außer der über den Mün-

sterhügel von Augusta Raurica nach Cambete führenden Rheinstraße durchquerten noch andere Landstraßen das heutige Stadtgebiet. So hat Karl Stehlin einen zweiten Arm der Hauensteinroute nachgewiesen, der Augst nicht berührt und auf dem linken Ufer der Ergolz verbleibt, südlich von St. Jakob die Birs überschreitet und in gerader Linie in der Richtung der Nauenstraße, Austraße und des Nonnenweges als «Basler Pfad» nach Bartenheim und weiter hinab in das Elsaß führt. Als dritte Linie nennt F. Stähelin den «Walenweg» als durchgehende Verbindung von Brüglingen über Gundeldingen und am Fuße des Margarethenhügels entlang. Die Bildung eines Ortes, der dem Transitverkehr diene, und seine Nutzung durch Zusammenrücken zum größeren Verband, durch Spezialisierung, Arbeitsteilung und Entwicklung der städtischen Gemeinschaft eines Markt- und Handelsplatzes, lag daher durchaus im Bereich des Möglichen. Auch die geistigen Voraussetzungen für eine derartige Kollektivorganisation von Bevölkerungsteilen sind vorhanden gewesen; diese ergeben sich allein schon aus der Unsumme von planmäßigen Dispositionen, welche die Helvetier für die Vorbereitung und Durchführung ihres Großunternehmens, des Auszuges mit zirka 280 000 Personen nach Gallien, zu treffen hatten. Für die Entwicklung eines Ortes von solcher Bedeutung aber war der Münsterhügel nicht geeignet. Für den Verkehr sind bequeme natürliche Zufahrten und für das Gewerbe ist, nebst reichlichem Platz, das Vorhandensein von Wasser notwendig. Diese Möglichkeiten bot das Birsigtal in seinem Mündungsgebiet in einer zudem günstig geschützten Lage. Den am Hange des Münsterhügels und des Petersberges sowie am Birsigufer unterhalb der Börse gefundenen gallorömischen Siedlungsspuren einer gewerbetreibenden Bevölkerung (Abb. 15, Nr. 4-6, 9-14) kommt daher im Verein mit den übrigen, im heutigen Talstadtgebiet gelegenen Fundstellen eben doch jene Bedeutung zu, welche ihnen schon R. Wackernagel zugemessen hat.

Bei den Ausgrabungen am Petersberg ist in den Jahren 1937/39 am Fuße des Hügels in einem Bogen von circa 120 m Länge und etwa 100 m von der heutigen Birsigmündung entfernt eine circa 2 m starke Schicht zum Vorschein gekommen, deren unterste Lage Spuren gallischer Fischer aus der Spät-La-Tène-Zeit enthielt. Die gefundene Töpferware entspricht in ihrer Art den Objekten aus dem Areal der alten Gasfabrik (Ariabinnum). Darüber befand sich eine römische, bis in das 4. Jahrhundert n. Chr. verfolgbare Ablagerung. Hierauf folgte die sogenannte «untere Lederschicht», die von dem sachkundigen Bearbeiter A. Ganßer-Burckhardt als Überrest eines Handwerkerquartiers «hauptsächlich für Bearbeitung von Tierfellen und Knochen, zum Teil auch von Metallen» erkannt worden ist. Von besonderer Bedeutung für die Stadtgeschichte ist aber, daß durch jüngere Ablagerungen die weitere gleichartige Besiedlung dieses Gebietes bis etwa in das 11. Jahrhundert tatsächlich nachgewiesen werden konnte. Hier befanden sich also bis in frühmittelalterliche Zeit die «Werkstätten von Lederzuschneidern, den sogenannten ‚coriarii‘ (coreorum incisores), wie man solche beispielsweise auch am unteren Rhein in der Gegend von Köln noch im 12. Jahrhundert nachweisen kann. Diese Leute waren gleichzeitig Schuhflecker, deren Fertigkeit anhand der zahlreichen zum Vorschein gekommenen, bearbeiteten Leder-



Abb. 2. Ausschnitt aus dem Stadtplan von Matthäus Merian 1615; Das Gebiet der ältesten Talstadt um den Blumenplatz und Fischmarkt. Links die älteste Pfarrkirche der Stadt, St. Martin, oben St. Andreas, rechts St. Peter

stücke und Schuhe festgestellt werden kann». Die schon vorher im untersten Teil des Birsigtals festgestellten gallorömischen Spuren verlieren damit ihren bisherigen Charakter lediglicher Zufallsfunde. In einer alten Stützmauer auf dem rechten Birsigufer, in der Achse der ehemaligen Kronengasse etwas unterhalb der heutigen Börse, kamen 1899 ein großes Architekturstück und eine Weihinschrift an die gallorömische Pferdegöttin und Patronin des Fuhrwesens, Epona, zum Vorschein (F. Stähelin). Außerdem fanden sich im Boden des Blumenplatzes Haustierknochen und an der Kronengasse römische Geräte und Hufeisen. Das Handwerkerquartier am Petersberg bildete also einen Teil einer größeren Niederlassung.

Ob dieser Ort bereits den Namen Basel trug, ist deshalb fraglich, weil der keltische Ursprung des Wortes nicht sicher steht. Die mehr durch ihre wirtschaftliche Struktur als durch ihre architektonische Form als städtischer Körper in Erscheinung tretende Niederlassung im Birsigtal scheint baulich ein lockeres, sukzessive entstandenes Gebilde gewesen zu sein. Im Gebiet zwischen Schifflande und Fischmarkt waren wohl vornehmlich die Fischer, Schiffs- und Fuhrleute ansässig, die Handwerker und Händler eher an den Talhängen und weiter oben am Birsig. Das Fehlen entsprechend zahlreicher Funde, welche diese Annahme bis ins einzelne durchgehend beweisen würden, bildet kein triftiges Gegenargument. Da in dem schon lange intensiv überbauten Gebiet Bodenfunde nur spärlich und zufällig eintreten, müssen für den Nachweis die anderen Möglichkeiten, zum Beispiel allgemeine Überlegungen und Erfahrungen, verstärkt herangezogen werden: Die Existenz einer Stadt wird organisch gewährleistet durch ihr wirtschaftlich produktives Leben. In den Bezirken, wo sich dieses abspielt, und nicht in den repräsentativen Anlagen oder an den Stellen von militärischer Bedeutung, ist darum auch ihr eigentliches Zentrum zu suchen. Was später und bis auf den heutigen Tag charakteristisch blieb und sich aus den städtischen Bedürfnissen seit jeher ergab, daß sich nämlich auf dem Münsterhügel vorwiegend Bauten für öffentliche Zwecke befinden und daneben nur bestimmte, am handwerklichen Erwerb nicht beteiligte und lediglich mittelbar darauf angewiesene Bevölkerungsteile ihren Wohnsitz nahmen, gilt ebenso für das römische Quartier. Auch diese lokalgeschichtliche Eigenart entspricht der aus anderen Städten gewonnenen allgemeinen Erfahrung, wonach die ursprünglichen, durch Mauern geschützten civitates durch das ganze Mittelalter und zumeist bis in die Gegenwart «quartiers morts» (Ganshof) geblieben sind, vornehmlich von der kirchlichen und später von der staatlichen Verwaltung benutzt. Für die Entwicklung der städtischen Wirtschaft wie für die Bildung der städtischen Sozietät ist indessen die Verwurzelung in den gewerblichen Quartieren entscheidend.

Dieser Zusammenhang benötigte zunächst eine gesonderte Beachtung. Erst auf dieser Grundlage wird die Frage bedeutsam, ob die spätere Stadt Basel aus der älteren, allmählich gewachsenen Talstadt hervorgegangen, oder ob sie im Gefolge der militärischen Anlage der Römer auf dem Münsterhügel entstanden und später dort durch das repräsentative Quartier ergänzt worden ist. Ihre Beantwortung muß offen bleiben. Sicher ist, daß für das spätere Schicksal der Stadt die Verbindung beider Teile bestimmend wurde.

DIE FRÜHMITTELALTERLICHE STADT

Im Verlaufe des 4. Jahrhunderts gewann die Stadt offensichtlich an Bedeutung. 374 wird erstmals ihr Name erwähnt in Verbindung mit zwei wichtigen Ereignissen: Kaiser Valentinian weilte in ihrer Nähe und errichtete die Feste Robur (deren Lage freilich immer noch unbekannt ist). Um 400 erscheint die Civitas Basiliensium in einem Verzeichnis der kirchlichen Zentren in Gallien (Notitia provinciarum et civitatum Galliae) als eine der vier Städte in der Provinz Maxima Sequanorum, in denen Erzbischöfe (Besançon) oder Bischöfe (Nyon, Avenches, Basel) ihren Sitz hatten. Da nach der Erklärung von Theodor Mommsen in den ebenfalls erwähnten Castra (in unserer Provinz die ursprünglichen Militärlager Windisch, Yverdon und Horburg bei Colmar) Landbischöfe als Gehilfen residierten und einzig in den jüngeren Handschriften der Notitia Galliarum auch das Castrum Rauracense genannt wird, so hat daraus F. Stähelin als erster gefolgert, daß Basel als Bischofssitz älter und in Augst lediglich später ein Gehilfe des Basler Bischofs eingesetzt worden sei. Die weniger stark romanisierte Stadt Basel wäre demnach rascher vom Christentum erfaßt worden als das traditionsgebundene Augusta Raurica, und vielleicht ist in der seit 1270 in Basel nachweisbaren Verehrung des legendären frühen Bischofs Pantalus, dessen Martyrium in das Jahr 238 gesetzt wird, eben doch – in irgendeiner Form – eine historische Tatsache überliefert. Aus der Zeit um 400 datiert das spätrömische Gräberfeld zwischen Elisabethenstraße und Äschenvorstadt (Abb. 15, Nr. 16).

Auch die Infiltration der ehemaligen Raurikerkolonie, die seit der Zurücknahme der römischen Truppen durch Stilicho (401) ebenfalls mehr oder weniger offen stand, hat durch zugewanderte Alamannen frühzeitig eingesetzt. Gegen Ende des 5. Jahrhunderts bestanden – wie die beim alten Gotterbarmweg (heutige Schwarzwaldallee) und bei der Kleinhüniger-Anlage aufgefundenen Friedhöfe beweisen – schon mindestens zwei alamannische Dörfer (Sippensiedlungen) auf dem rechten Rheinufer, oberhalb und unterhalb der nachmaligen Stadt Kleinbasel (Abb. 15, Nr. 17). Die endgültige Landverteilung und Niederlassung der Alamannen im linksrheinischen Gebiet scheint erst verhältnismäßig spät nach dem Einfall von 455 erfolgt zu sein, denn die ältesten Funde aus dem Friedhof beim Bernerring stammen aus dem 6. Jahrhundert. Die Lage dieser Friedhöfe läßt deutlich

400 civitas
Basiliensium

Gräberfeld
400

455 alamannen
Gräber

erkennen, daß sich die Alamannen zwar bis in die unmittelbare Nähe von Basel ansiedelten, aber die Stadt selbst und deren nächste Umgebung auch hier wie andernorts mieden, was übrigens Ammian für die von den Alamannen eroberten Städte von Straßburg bis Mainz ausdrücklich bestätigt. Das vom sogenannten Geographen von Ravenna in ihrem Gebiet erwähnte Bazela hat sich als Stadt im veränderten Staatsgefüge behauptet. Wohl ebenso dank seiner Mauern als auch weil die Alamannen sich die wirtschaftlichen Vorteile des städtischen Markt- und Handelsplatzes als Bauern zu Nutzen machten.

Zu Beginn des 6. Jahrhunderts kam die Stadt unter fränkische Hoheit; aus dieser neuen Epoche sind ebenfalls wenigstens Spuren überliefert: die Benennung der Pfarrkirche nach dem von den Franken besonders verehrten St. Martin, sowie ihre typische Lage über der städtischen Talsiedlung. Es ist nicht bekannt, welche rechtliche Stellung der Stadt damals zukam, daß ihre Straßen und Plätze aber nach fränkischem Recht als königliches Eigentum galten und dementsprechend die wohl bisher abgehaltenen Märkte nunmehr unter königlicher Obhut weiter stattfanden, darf angenommen werden. Wieso zu Beginn des 7. Jahrhunderts der erste namentlich gesicherte Bischof Ragnacharius in der Lebensbeschreibung des heiligen Eustasius als Bischof von Augst und Basel (episcopus Augustanae et Basileae) bezeichnet wurde, ist unklar. Ob hieraus wirklich auf eine zeitweilige Verlegung des Bischofssitzes nach Augst geschlossen werden muß, oder ob es sich lediglich um die gleichzeitige Bekleidung beider Funktionen handelt (spätere Erwähnungen des Augster Bischofes sind nicht überliefert), bleibt fraglich. Interessant ist jedenfalls, daß Ragnacharius aus dem von Columban 585 gegründeten Kloster Luxeuil hervorgegangen ist und somit der von Irland aus verbreiteten neuen Missionsbewegung angehört hat. Eine Erinnerung an diese enge Beziehung zur irischen Mission ist in der mittelalterlichen Überlieferung enthalten, wonach der heilige Columban in den Basler Münsterschatz die Fußreliquie von einem der unschuldigen Kindlein aus Bethlehem gestiftet hat. Da Basel schon in merowingischer Zeit eine Münzstätte besaß (zwei erhaltene Gold-Trientes in der Bibliothèque nationale in Paris), so sprechen doch alle diese Zeugnisse, vereint mit der schon früher erwähnten weitgehend intakten Überlieferung der römischen Quartieranlage auf dem Münsterhügel und der durchgehenden Fundschicht am Petersberg, für eine kontinuierliche Entwicklung der ganzen Stadt.

Im 9. Jahrhundert wurde ihre politische Bedeutung, wiederum begründet auf der wichtigen geographischen Lage, von den karolingischen Herrschern hoch eingeschätzt. Während der Regierungszeit von Karl dem Großen ist 802 Haito, ein dem Kaiser persönlich vertrauter Ratgeber und Helfer, auf den Bischofsstuhl von Basel berufen worden. Nach einer von Wurstisen überlieferten Nachricht hat der Kaiser diesen Bischof «zum Herrn über die Stadt gesetzt», das heißt mit einem Teil der weltlichen Macht ausgestattet, die bisher den Königen vorbehalten war. Haito – der 806 auch zum Abt des Klosters Reichenau gewählt worden ist und bis zum Jahre 822 beide Ämter versah, nach dem Verzicht auf diese Würden lebte er noch bis 836 als einfacher Mönch auf der Reichenau – stand auch

als Bischof von Basel in enger Beziehung zum Kaiser und ging sogar 811 in dessen Auftrag als Gesandter an den kaiserlichen Hof in Byzanz. Beweist schon in früheren Zeiten allein die Tatsache, daß Basel als Bischofssitz diente, das Bestehen einer geordneten und in größerem Umkreise bekannten Stadt, so darf sicherlich aus der Berufung Haitos nach Basel abgeleitet werden, daß dieser Stadt darüber hinaus eine größere Bedeutung sogar im karolingischen Reiche zuerkannt worden ist. Auch ihre Erwähnung in den beiden Verträgen über die Teilung des Reiches läßt erkennen, daß sie als wichtiger Fixpunkt galt. Durch den Vertrag von Verdun kam die Stadt 843 zum fränkischen Mittelreich Kaiser Lothars, im Vertrag von Mersen 870 wurde Bazela dem ostfränkischen Reich zugesprochen.

Über den Umfang und das Aussehen der karolingischen Stadt besteht keine Gewißheit (Abb. 1). Der Münsterhügel wird im wesentlichen dem von Karl dem Großen auch mit Besitz vermehrt ausgestatteten Bischof und dem Domstift verblieben sein. Das Quartier «auf Burg» war weiterhin auf den durch die spätrömische Castrummauer geschützten Bezirk beschränkt. Die Südmauer hinter der Bäumleingasse scheint damals noch bestanden zu haben. An den beiden Ecken gegen den Rhein standen auf dem Münsterplatz die Kathedrale und die in frühmittelalterlicher Zeit übliche besondere Taufkapelle (am Ort des heutigen Erziehungsdepartements). An der Stadtseite und an den beiden Schmalseiten des Platzes befanden sich die ursprünglich kleineren Bauten (die heutigen sind aus nachträglich vereinigten Liegenschaften entstanden) des bischöflichen Haushaltes und des Domstiftes, «die Gesesse der mit den Hofämtern – Marschalk, Kämmerer, Schenk und Truchseß – begabten Geschlechter, der Schürhof mit den Fruchtmagazinen, in der Nähe die adlige Trinkstube zur Mücke» (Wäckernagel). Die eigentliche Stadt lag zu Füßen von St. Martin im Birsigtal und am untersten Teil der Freienstraße.

Im Unterschied zum Quartier auf dem Münsterhügel war die Talstadt damals wahrscheinlich eine offene Siedlung, deren Bevölkerung sich jedenfalls weitgehend und noch auf lange Zeit hinaus vom städtischen Erwerb und vom eigenen Landbau ernährte. Soweit aus der bis in das 19. Jahrhundert hinein erhaltenen und seither wenigstens in Plänen überlieferten spätmittelalterlichen Baustruktur erkennbar ist, war zum Beispiel die ursprüngliche Bebauung längs der Eisengasse und Kronengasse durch verhältnismäßig große Hinterhöfe getrennt, die erst überbaut wurden, nachdem sich hier das dicht besiedelte eigentliche städtische Wirtschaftszentrum auszubilden begann. Dieser Prozeß ist übrigens noch im 16. Jahrhundert im Gange gewesen. Über die frühere Bauweise vermitteln die am Petersberg festgestellten Reste des Handwerkerquartiers eine ziemlich eingehende und in einem Modell im Historischen Museum naturgetreu festgehaltene Vorstellung. Ihre Überreste fanden sich zwischen der «unteren» (römischen) und der «oberen» (mittelalterlichen) Lederschicht. Es waren Fundamente von Fachwerkbauten aus Eichen- und Fichtenstämmen. «In Ausmaß und Aufbau dürften diese Bauten wohl am ehesten mit Walliser Alphütten verglichen werden» (Ganßer). Die Trennungswände der Häuslein bestanden aus Flechtwerk, ebenso die Verbauungen gegen Erdrutsche und Wasser.

900 Walliser
Alphütten

St. Alban
900

Außerhalb der Stadt ist, etwa zu Beginn des 9. Jahrhunderts, dicht am linken Rheinufer zu Ehren eines heiligen Alban eine dreischiffige Kirche mit geradem äußerem Chorabschluß erbaut worden. Mauerreste sind unter dem heutigen Chorboden sichtbar erhalten. Die 1947 hinter dem Münsterchor auf der Pfalz freigelegten Mauern einer Kapelle mit drei Chornischen stammen nach Mitteilung von H. Reinhardt aus der Mitte des 9. Jahrhunderts. Als weiteres anschauliches Dokument aus dem 9. Jahrhundert ist die 1925 in einer Mauer des seither abgebrochenen Hauses Kellergäßlein Nr. 4 in zwei Stücken gefundene und jetzt im Historischen Museum aufbewahrte frühmittelalterliche Fenstersäule zu betrachten. Sie bildete den Mittelpfosten einer zwei- oder mehrteiligen, gerade abgedeckten Fensterreihe und gehörte somit zu einem stattlichen steinernen Profangebäude, dessen Standort freilich nicht näher bezeichnet werden kann, das aber allein schon durch seine Existenz historisch interessante Aufschlüsse bietet über die damalige Stadtkultur.

Bischof Rudolf II
Glummenbod

Aus dem Beginn des 10. Jahrhunderts meldet sodann die auf einem Sarkophag (im Münster, beim nördlichen Krypta-Zugang) angebrachte Inschrift: «Bischof Rudolf von den Heiden erschlagen am 13. Tag vor den Kalenden des August.» Andere Quellen vervollständigen das Wissen über dieses Ereignis. Die seit Jahrzehnten von Osten her die deutschen Länder heimsuchenden Ungarn haben im Jahre 917 das seit kurzem zum Königreich Hochburgund gehörende Basel zerstört und am 20. Juli den Bischof Rudolf II. erschlagen. Wiederum aber überstand die alte Stadtanlage, die durch Raub, Mord und Brand erlittene Verheerung. Das Handwerkerquartier am Fuße des Petersberges «dürfte durch diese Katastrophe zum mindesten gelitten haben» (Ganßer). Beim Wiederaufbau wurde die ursprüngliche römische Struktur der Bebauung auf dem Münsterplateau in wesentlichen Teilen beibehalten. Im Jahre 1006 besaß die Stadt erneut so große Bedeutung, daß sie nach dem Abschluß der Verhandlungen zwischen Kaiser Heinrich II. und König Rudolf II. von Burgund vom Kaiser als Pfand ergriffen wurde für die versprochene erbweise Abtretung von Burgund. Zur weiteren Festigung dieser machtpolitischen Maßnahme ließ der Kaiser dem verarmten Bistum durch Überlassung von Gebieten und Einkünften seine Hilfe angedeihen. Auch der Stadt selbst bezeugte er seine Gunst durch die persönliche Teilnahme an der Weihe des neuen Münsterbaues und das fürstliche Präsent an den Münsterschatz. Da selbstverständlich auch in jener Zeit eine Beziehung bestand zwischen Größe und Bedeutung einer Stadt und der Größe und Qualität ihrer repräsentativen Bauten, so ist das stattliche bauliche Ausmaß des sogenannten Heinrichsmünsters, dessen Breite vom nachfolgenden spätromanischen Neubau beibehalten wurde, in diesem Sinne zu beachten. Ebenso spricht aus dem Vorrücken des Neubaus über die gerade Verbindungslinie zwischen Ritter- und Augustinergasse ein bewußter Wille, die Absicht zur architektonischen Gestaltung in größeren Zusammenhängen. Spätestens seit dem Übergang zum Reich war die kraftvolle städtische Entwicklung erneut gesichert. Ihre aus den alten Vorzügen erwachsene Geltung erwies sich wiederum im Jahre 1061, als in ihren Mauern eine Reichsversammlung und Synode abgehalten wurde.

Kaiser Heinrich II

1061 Reichstung

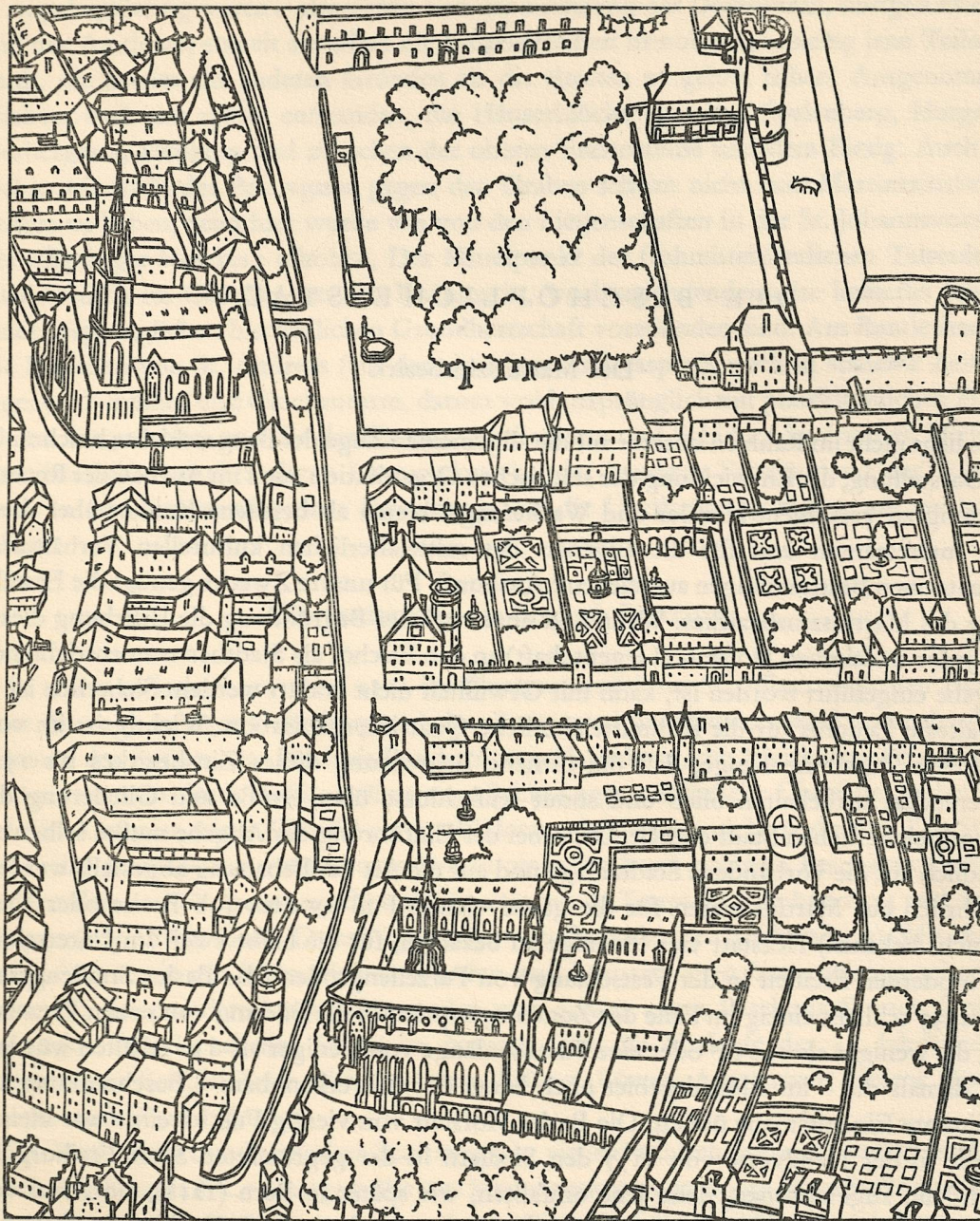


Abb. 3. Ausschnitt aus dem Stadtplan von Matthäus Merian 1615: Der nördliche Teil des Quartiers um St. Peter zwischen Petersgasse, Blumenrain und heutigem Petersgraben

DIE BISCHÖFLICHE STADT

Der Martinszinsbezirk

Es liegt nicht im Rahmen unserer auf die allgemeinen Züge der Baugeschichte beschränkten Darstellung, die Entwicklung der städtischen Organisation auch im Aufbau der Rechtsordnung zu verfolgen. Heusler und Wackernagel bieten als berufene Kenner über diese sehr interessanten und für die Eigenart der mittelalterlichen kulturellen Verhältnisse bedeutsamen Bestimmungen ausreichend Auskunft. Für unsere Zwecke genügt die Erwähnung des Martinszinsbezirkes. Wann und unter welcher Begründung die Erhebung dieser von jeder städtischen Hofstatt (Liegenschaft) an den Bischof als Stadtherrn zu entrichtende Abgabe eingeführt worden ist, kann mit Gewißheit nicht erklärt werden. Sicherlich ist er das älteste Zeugnis für die frühmittelalterliche Quartierorganisation. Wichtig ist im vorliegenden Zusammenhange, daß die örtliche Begrenzung dieses Zinsbezirkes bis 1524 unverändert beibehalten blieb und somit Aufschlüsse über Größe und Gliederung der frühmittelalterlichen Stadt enthält. Denn bei der Einführung der Abgabe mußte selbstverständlich auf die vorhandene Stadtanlage und auf die Art der Bebauung abgestellt werden.

Jährlich auf Martini waren für die ganze vierzig Fuß «weite» (ob Breite oder Tiefe ist nicht bekannt) Hofstatt vier Pfennige zu bezahlen, für die halbe zwei. Im Unterschied zur modernen Freiheit in der Festsetzung von Parzellengrößen (das Basler Straßengesetz von 1937 schließt einzig im Falle der Zonenexpropriation die Bildung von neuen Parzellen aus, die weniger als 140 m² oder eine Fassadenlänge von weniger als 6 m erhalten würden) war damals die – im Altstadtgebiet noch heute deutlich erkennbare – Beschränkung auf bestimmte Einheitsmaße üblich. Die Basler Hofstatt von vierzig Fuß «weite» war kleiner als die in der Handveste von 1157 den Siedlern in der gegründeten Stadt Freiburg im Uechtland zugewiesenen, denn jene umfaßten, wie später in Bern (1218), ein Areal von 60 auf 100 Fuß, auch kleiner als in der ebenfalls gegründeten Stadt Freiburg im Breisgau (50 auf 100 Fuß). Die kleinteiligere, durch älteren Brauch und den beschränkten Raum in der Talstadt gebotene Parzellierung bleibt auch typisch für die später auf städtischer Allmend erbaute Steinenvorstadt; dort enthielten die Hofstätte nur «drißig füße an der breiti und fünfzig füße an der lengi» (1314).

Abgabepflichtig waren – abgesehen von der Befreiung der Domherren, übrigen Priester und der Amtleute, soweit sie selbst die Liegenschaften bewohnten – einzig jene Teile der Stadt, die bereits aus anderen Gründen als die ältesten zu gelten haben. Ausgenommen blieben, weil erst später entstanden, die Häuserblöcke zwischen Spalenberg, Hutgasse, Gerbergasse, Heuberg und zwischen der oberen Freienstraße und dem Birsig. Auch das Gebiet oberhalb der Petersgasse gegen den Graben scheint nicht zum Martinszinsbezirk gehört zu haben, denn hier wurde wie von den Liegenschaften in der St. Johannsvorstadt der «Eptinger Hofzins» erhoben. Der Mittelpunkt der frühmittelalterlichen Talstadt lag also deutlich im Quartier um den Fischmarkt, wo bezeichnenderweise keinerlei Spuren einer ursprünglichen bischöflichen Grundherrschaft vorzufinden sind. Am Rande standen die Kapellen von St. Andreas (auf dem heutigen Andreasplatz, noch in späterer Zeit mit eigenem Kirchhof und Glockenturm, darum wohl ursprünglich mit pfarrkirchlichen Funktionen ausgestattet) und die des Patrons der Seeleute und Schiffer, des irischen Heiligen Brandan (auf dem ehemaligen Blumenplatz, bei der heutigen Einmündung der Spiegelgasse in den Blumenrain); ihre Benennung und die Überlieferung weisen auf ein hohes Alter.

Die Stadtmauer des Bischofs Burchard

In einem zwischen 1101 und 1103 im Cluniacenserpriorat St. Alban verfaßten Bericht über die 1083 erfolgte Gründung und den Besitzstand des Klosters wird unter den Verdiensten des Stifters, des Bischofs Burchard von Hasenburg, die Errichtung des «Mauergefüges» um die Stadt Basel erwähnt, zum Schutz gegen nächtliche Überfälle, wobei freilich der Chronist seinen Zweifel an der Widerstandsfähigkeit nicht verhehlte. Die Stadtmauer ist demnach um 1080 entstanden, in einer für Basel politisch besonders ereignisreichen Zeit und übrigens ungefähr gleichzeitig wie in Tournai (zwischen 1054 und 1090), Brügge (vor 1089), Gent, Douai, Ypern (je vor Ende des 11. Jahrhunderts). Mit diesen Beispielen, sowie mit Köln, Namur, Verdun und Lüttich, deren Ummauerung schon im späten 10. Jahrhundert ausgeführt worden war, gehört somit Basel zur ältesten Gruppe befestigter mittelalterlicher Städte im Norden. Erst im Verlaufe des 12. Jahrhunderts wurden zum Beispiel Trier, Utrecht, Metz, Brüssel, Löwen, Antwerpen, Amiens, Rouen, Troyes und Dijon befestigt.

Der Verlauf der Burchard'schen Stadtmauer ist vielleicht durch das unter dem ehemaligen Hause Fischmarkt Nr. 12 festgestellte alte Mauerwerk wenigstens an einer Stelle gesichert. Unter diesem alten, nicht zum abgebrochenen Hause gehörenden Mauerwerk kamen einzelne Balken der Fachwerkbauten aus der sogenannten «oberen Lederschicht» des frühmittelalterlichen Handwerkerquartiers am Petersberg zum Vorschein (Ganßer). Da die «obere Lederschicht» bis in das 11. Jahrhundert reicht, scheint das Gebiet nicht lange unbenützt geblieben zu sein.

Burchard
mauer
1080
1103

Für die weitere Erforschung der Stadtmauer hat A. Bernoulli den Weg gewiesen. Aus der Kombination von verschiedenen Überlieferungen (Martinszinsbezirk, Pfarrgrenzen, Türme) kann nämlich der übrige Verlauf mit einiger Wahrscheinlichkeit erschlossen werden. Denn noch stärker als Straßenfluchten haben sich überall Gemeindegrenzen als Konstanten in der baulichen Entwicklung der Städte erwiesen, sie erinnern über viele Jahrhunderte hinaus an ursprüngliche Verhältnisse. So wird es auch nicht zufällig sein, daß in zwei typischen Abschnitten die Grenze des Martinszinsbezirkes mit den späteren Grenzen zwischen den Pfarrgemeinden zusammenfällt: der Spalenberg und ein Rünselin aus dem Rümelinbach hinter den Gebäuden auf der Nordseite der Hutgasse bildeten seit 1230 die Trennungslinie zwischen St. Leonhard und St. Peter; Pfluggasse und Fahnergäßlein schieden (nachweisbar seit 1256) die Gemeinden von St. Martin und St. Alban. Als dritter wichtiger Abschnitt dazwischen ist bereits seit 1102/1103 der Birsig bezeugt. Bischof Burchard hatte dem Kloster St. Alban die pfarrlichen Befugnisse in der Stadt «wie sie der Fluß Birsig begrenzt» übergeben, also mit einer ausdrücklichen Einschränkung, die das Bestehen einer weiteren Pfarrei außer St. Martin geradezu voraussetzt. In Verbindung damit sind sodann die Richtung und Größe der Gassen, die Form der Quartiere und nach dem Vorschlag von A. Bernoulli die in späteren Akten noch überlieferten Bezeichnungen alter Türme in Betracht zu ziehen. Letztere freilich mit Vorsicht. Denn einzig dort, wo diese Türme an Orten standen, die auch sonst als Grenzpunkte überliefert sind, darf ihre Zugehörigkeit zu einer Stadtbefestigung angenommen werden. Die übrigen aber waren Wohntürme, Behausungen der bischöflichen Ministerialen. Sie bestimmten in baulicher Hinsicht durch ihre Anzahl das damalige Stadtbild und verschwanden, nachdem 1180 die Errichtung von «Wicburgen» praktisch untersagt worden war.

Demnach hätte die Burchard'sche Stadtmauer, bei der Schifflande (beim ehemaligen Salzturm unterhalb der Birsigmündung) beginnend, hinter der jetzigen Spiegelgasse und hinter den Häusern an der Stadthaus- und Schneidergasse entlang zum Schalatzturm an der Nordecke des Andreasplatzes geführt, von dort außerhalb des südlichen Seitenarmes des Imbergäßleins (vielleicht ein Überrest des Rondenweges) zum roten Turm am unteren Ende des Spalenberges und durch die Hutgasse zum Birsig; auf dem rechten Birsigufer aufwärts bis zum Lallo-Turm am Ende der Pfluggasse, alsdann dieser Gasse und dem Fahnergäßlein entlang hinauf bis an den Fuß des jetzigen Schulhauses zur Mücke. Der nach Süden vorspringende Teil der Oberstadt auf dem Münsterhügel scheint weiterhin durch die alte Castrummauer oder eine an ihre Stelle getretene frühmittelalterliche Anlage geschützt gewesen zu sein. Mit diesem vermuteten Verlauf stehen auch die vier in alten Rechtsbräuchen überlieferten «Kreuzstraßen» in sinnvoller Beziehung. Noch bis in das 16. Jahrhundert wurden die in der Stadt zum Tode Verurteilten vor ihrer Hinrichtung an die nachfolgenden vier Orte geführt: Vor die «Genß an den Spallen» (unteres Ende des Spalenberges), an den «Fißmert», an die «Rinbruck» und vor den «Spittel» (unteres Ende des Münsterberges), also an die ursprünglichen Grenzen der Burchardschen Stadt.

Die Vergrößerung der Stadt schloß – wie zu erwarten – am ältesten, vornehmlich gewerblich genutzten Teil der Talsiedlung an. Auf dem linken Birsigufer boten die reichlichen Quellen günstige Bedingungen für die auf das Wasser angewiesenen Handwerker, auf dem rechten Ufer, beidseitig der großen Talstraße, wichtig als Zufahrt für den Fernverkehr über den Rhein, war die Lage besonders vorteilhaft für Gewerbe mit Kunden aus einem größeren Einzugsgebiet (Abb. 1).

Die Ordnungsprinzipien in der Stadtanlage

[Basel galt 1090 als eine «volksreiche Stadt» (vita S. Udalrici prioris Cellensis); im 12. Jahrhundert muß es erneut erheblich zugenommen haben. 1118 weihte Bischof Rudolf die von Diakon Ezelin außerhalb der Stadt auf dem Sporn eines Hügelzuges erbaute St. Leonhardskirche. Die Wahl dieses Ortes ist sicherlich nicht ohne Vorbedacht erfolgt. Einmal stand zu erwarten – oder war vielleicht teilweise bereits eingetreten – daß bei weiterem Wachstum der Stadt in erster Linie das Gebiet am Birsig oberhalb der heutigen Hutgasse beansprucht und infolgedessen in dieser Gegend eine Kirche benötigt werde. Sodann ist die Stelle, an welcher sich heute der Lohnhof befindet, seit langer Zeit schon bedeutungsvoll gewesen.] Dafür sind verschiedene Anzeichen vorhanden. Bis in das 16. Jahrhundert hinein hat sich die Überlieferung von dem sagenhaften Schloß Wildeck erhalten. Das Vorhandensein von Bauten war wohl auch der Grund, warum die Kirche 1118 nicht am Ende des Spornes errichtet worden ist. In der Nähe muß sodann schon früh ein vielbegangener Weg vom Tal auf die Höhe und nach Westen in das Land hinaus geführt haben. Für die Existenz dieser Route und ihre Wichtigkeit zu einer Zeit, als sie noch außerhalb der Stadt lag, liegen drei interessante Beweise vor: Das von den Augustinern vom Großen St. Bernhard noch im 13. Jahrhundert unterhaltene Hospiz an der Ecke Heuberg und Leonhardsberg (heute Teil der Liegenschaft Leonhardskirchplatz Nr. 2), die unterhalb des Hospizes am Leonhardsberg bis 1600 vorhandene, dem heiligen Oswald, dem Patron der Pilger und Reisenden geweihte Kapelle (nach dem Abbruch wurde der Platz zur Vergrößerung des Gottesackers aufgefüllt und mit einer Stützmauer umzogen), sodann am Fuße des Leonhardsberges das Spital.

Auch an diesem Punkte wird die aus historischen Quellen erwachsene Vorstellung wiederum entscheidend ergänzt durch Untersuchungen über die konstruktiven Grundlagen des heutigen Stadtbildes. Kantonsbaumeister Maurizio wird darlegen, daß in der Stadtanlage von Basel neben den Ergebnissen der römischen Landvermessung noch andere Dispositionen überliefert sind, die schon in vorgeschichtlicher Zeit einsetzten und bis in das 12. Jahrhundert beibehalten und weiter entwickelt wurden. Diese nicht-römischen Bestandteile eines Ordnungssystemes, auf welchem die in gewissem Sinne regelmäßige Anlage der mittelalterlichen Stadt beruht, sind in einer Anzahl von Bauten überliefert,

die als Fixpunkte zu gelten haben. Ihre Lage, Orientierung und Beziehung untereinander wird durch Richtungslinien (Nord-Süd, Ost-West) bestimmt. Daß es sich dabei nicht um zufällige Übereinstimmungen handelt, ergibt sich aus der großen Zahl der in Basel feststellbaren Richtungslinien und aus dem Nachweis ihrer Anwendung an anderen Orten (Olten, Brugg, Baden). Das auf der Beobachtung der Gestirne und auf der Wertschätzung der vier Himmelsrichtungen beruhende System ist seiner Art nach uralt und verträgt sich gerade wegen seines vorwiegend symbolischen Gehaltes vorzüglich mit der mittelalterlichen Denkweise. Als sicher darf demnach gelten, daß jede Erweiterung der mittelalterlichen Stadt unter Respektierung altüberlieferter Bräuche und Regeln erfolgt ist. Das erklärt auch wiederum etwas mehr den einheitlichen, organischen Charakter des ganzen alten Stadtbildes, dessen Teile sukzessive und aus typisch additivem Denken entstanden und aneinander gereiht worden sind. Dieses allmähliche Entstehen vollzieht sich nach einer besonderen Ordnung, die mit dem nach heutigen Begriffen planmäßigen Vorgehen kaum etwas gemein hat. Denn nicht die endgültige Gestalt des Ganzen steht zu Beginn der jeweiligen Planung schon fest, sondern der nächste Teil wird für sich konzipiert, so daß er sich den älteren natürlich anschließt. Die zum Beispiel unter sich und in ihrer Stellung zur mittelalterlichen Stadt regelmäßig angeordneten vier Kirchen auf den beiden Hügelzügen, das Münster, St. Martin, St. Peter und St. Leonhard, sind sukzessive und unter sehr verschiedenen Voraussetzungen entstanden, teilweise an Stelle früherer nicht-christlicher Kultstätten. Also nicht nach einem ursprünglichen, die spätere städtische Entwicklung vorausschauenden Plan, sondern aus der jeweiligen, durch alte Bräuche bestimmten Auswertung der Verhältnisse, mit dem Willen, das Neue dem Bestehenden als vollgültiges Glied anzufügen. Auch die Fixierung der wichtigen Punkte erfolgte nicht durch systematische Bodenvermessung wie bei den Römern, sondern wohl lediglich mit Hilfe von Sichtverbindungen. Die Ordnungsprinzipien sind somit aus der unmittelbaren Anschauung abgeleitet, und das mit ihrer Hilfe errichtete Werk entfaltet seine Eigenart in den vielfältigen, mitunter erstaunlich ausgeklügelten, sichtbaren Beziehungen seiner Teile untereinander.

Dieses System umfaßt in erster Linie die kirchlichen Bauten, erstreckt sich aber auch auf profane Gebäude. Vor allem die Gotteshäuser sind stets, durch Richtungslinien mit den überlieferten Fixpunkten in einfachen geometrischen Figuren (Rechtecke) verbunden, dort errichtet worden, wo sie im gesamten Stadtbild oder doch wenigstens in den benachbarten Stadtteilen am meisten in Erscheinung treten und auf diese Weise als Dominanten ihre symbolische Bedeutung für die städtische Gemeinschaft eindrucklich bekunden. In einer interessanten Studie über die Kirchtürme und die alte Stadtbaukunst in Basel hat Architekt F. Lodewig außerdem gezeigt, wie – ziemlich gleichmäßig überall in der Stadt – aus allen Straßen und Gassen und von den Plätzen her stets ein Kirchenbau das Blickfeld beherrschte. Das abstrakt-gesetzliche, ursprünglich gewiß kultisch motivierte Schema der Richtungslinien fand damit eine vor allem sinnfällige Ergänzung. Noch ein verhältnismäßig spät entstandenes Beispiel, nämlich der Wehrbau des St. Johann-Tores aus dem

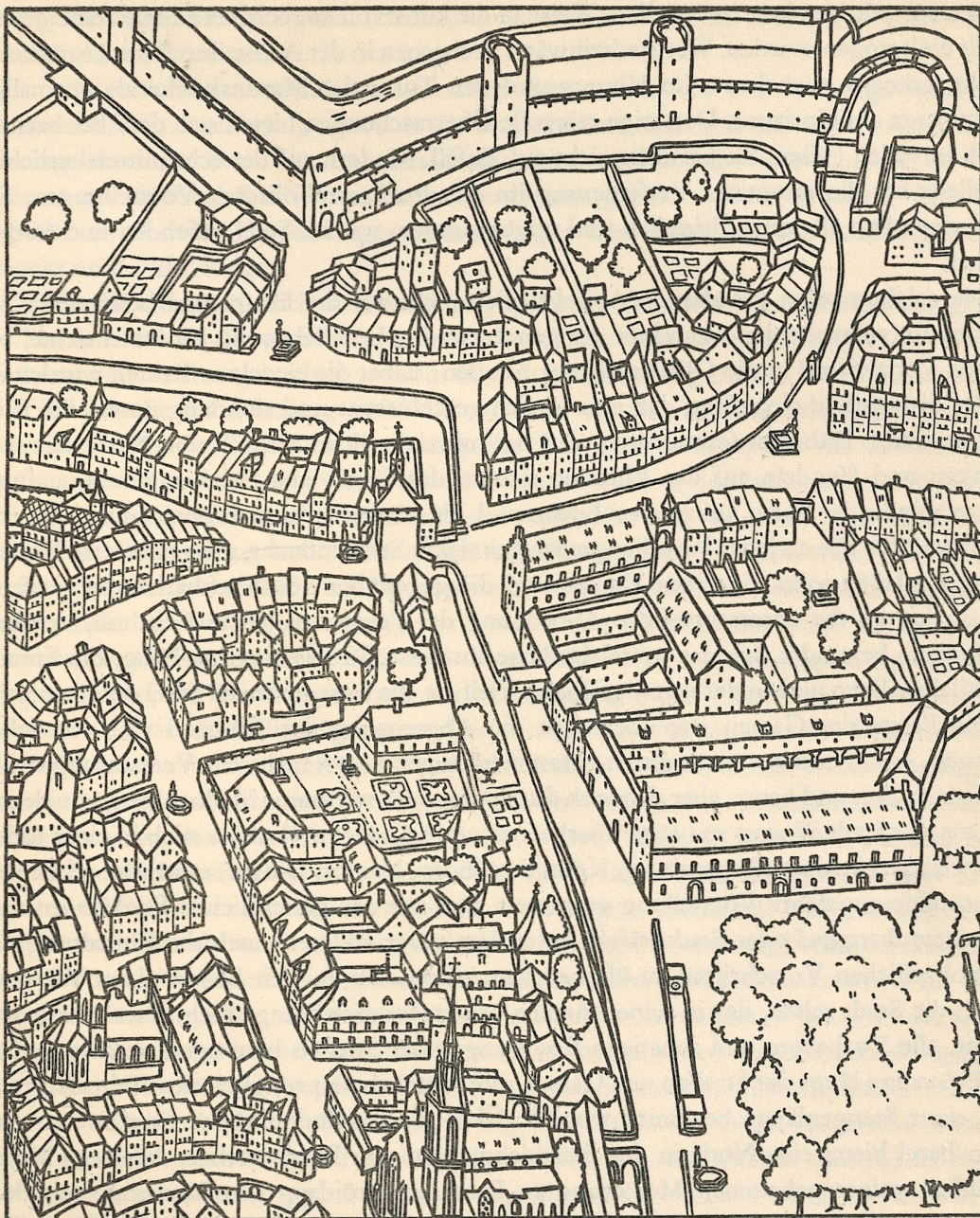


Abb. 4. Ausschnitt aus dem Stadtplan von Matthäus Merian 1615: Der südliche Teil des Quartiers um St. Peter bis zum Spalenberg

späten 14. Jahrhundert, ist auf diese Weise in die kunstvoll angeordnete Gesamtanlage der Stadt einbezogen worden. Wer stadteinwärts und genau in der Achse durch die Toröffnung blickt, erkennt noch heute im Hintergrund den Turm der Martinskirche als ehemalige Dominante am Horizont. Derartige reizvolle Überraschungen bieten sich dem Beobachter noch in vielen Fällen. Sie beruhen nicht auf Zufall, sondern auf der echt mittelalterlichen Vorliebe für die minutiöse Verfeinerung im Ausdruck symbolischer Vorstellungen. Sie sind eigentlich alle unaufdringlich und ungezwungen, wie im Spiel gefunden und festgehalten.

Die solchermaßen gestaltende Absicht blieb nicht auf die Hauptzüge beschränkt, sie bestimmte vielmehr den Charakter der ganzen städtischen Bebauung bis ins einzelne, bis in den Verlauf und in die Gliederung der Straßen; selbst die einzelnen Bauten wurden so in das Straßenbild eingefügt, daß eine in sich geschlossene und sinnfällig unterteilte Einheit entstand. Dabei ist festzuhalten, daß der mittelalterliche Mensch von Natur aus sein Denken und Handeln auf das Einzelne richtet, das Ganze aus Stücken zusammenfügt, die verbindende Form sukzessive bildet und die übergeordnete Einheit gleichsam frei wachsen läßt. Die an jeder Parzellengrenze geknickte Straßenflucht, die gesonderte Bemessung der Höhe jedes einzelnen Hauses und die gegenüber den Nachbarbauten variierte Dachneigung, die unterschiedliche Anordnung der Fenster in jedem Geschoß, in allem und jedem bekundet sich das mittelalterliche Interesse für das einzelne Ding, die Freude am Kleinteiligen und an der mannigfaltigen Vielheit, die Lust am freien Spiel der Phantasie.

Die Breite der Gassen wie überhaupt die Abgrenzung der Allmend war von jeher geregelt. Im Mittelalter nicht durch zusammenhängende systematische Vermessung wie in römischer Zeit und heute, aber dennoch durch praktisch wirksame Maßnahmen, von denen das aus der Stadt Worms seit 1070 überlieferte und von Heinrich Boos auch in einer Reihe von weiteren Städten (Regensburg, Köln, Straßburg, Namur, Dinant) erwähnte «Stangenrecht» eine ungefähre Vorstellung vermittelt. Der mit den gerichtlichen Funktionen ausgestattete Burggraf oder Stadtpräfekt hatte dort unter anderem auch die Einhaltung der baupolizeilichen Vorschriften zu überwachen. «Von Zeit zu Zeit ließ er einen Vertreter durch die Stadt reiten, der in seinen Armen wagerecht eine Stange hielt. Dieser hatte das Recht, alle Vorbauten und sonstigen Beengungen der Straßen beseitigen zu lassen.» Für die Bebauung längs der Straßen und Gassen war demnach ursprünglich ein Minimalabstand von einer Stangenlänge bestimmt worden. Über die durchschnittliche Straßenbreite im alten Basel bietet eine Notiz in den Aufzeichnungen von Bürgermeister Adelberg Meyer anlässlich «einer gehaltenen Musterung zu Basel und fröidzug gen Liechstal» aus dem Jahre 1540 ein anschauliches Bild: Bei der Erstellung der Zugsordnung kamen je «7 man in ein glid; mocht nit mer sin von wegen der Gassen in der stat». In zwei anderen zeitgenössischen Berichten wird übereinstimmend sogar eine noch geringere Zahl angegeben: «allweg 5 in einem Glydt» in den *Analecta Urstisii* aus dem verlorenen Teil des Tagebuches von Peter Gast, sowie «in yedem Glid 5 man» in der anonymen Chronik bei

Conrad Schnitt. Der Anonymus erwähnt indessen wie Adelberg Meyer «in yedem Glid 7 man» bei der Rückkehr in die Stadt.

Die weiteren Eigentümlichkeiten der alten Gassen, ihr Auf und Ab in gewundenem Verlauf und ihre vielfach geknickten Fassadenfluchten sind aus der naturnahen, landschaftsgebundenen Form der mittelalterlichen Stadt und aus der «brauchmäßigen Baugesinnung» (Richard Weiß) erwachsen. Die Gassen gleichen den Feldwegen. Richtung und Niveau sind dem Boden angeschmiegt, folgen den Hebungen und Senkungen, den Hügeln und Talbildungen.

Die Parzellierung paßt sich dem natürlich gegebenen Verlauf an. Ihre Markierung gegen die Straße bleibt in der geradlinig ausgesonderten Flucht jeder Fassade gewahrt. Dieses Merkmal findet sich regelmäßig, sogar in Gassen mit deutlich geradem Verlauf. Auch dort wird die Parzelle durch leicht geknickte Anschlüsse von den benachbarten abgetrennt. Im Hinterland ist in der Regel ihre Form ebenfalls dem Gelände angepaßt. Als Ganzes resultiert daraus die ungemein reich unterteilte Gesamterscheinung der Bauten. Diese Schönheit des mannigfaltig geformten mittelalterlichen Stadtbildes hat der große italienische Baumeister der Renaissance, Leon Battista Alberti, als erster bewußt erfaßt und – außer für die Hauptstraßen – zur Nachahmung empfohlen. Aus ästhetischen und praktischen Gründen verdiene die Schlangenwindung der Straßen den Vorzug. Die Stadt werde größer scheinen, die Häuser sich allmählich und abwechselnd dem Auge darbieten, der Schatten nie ganz fehlen, der Wind gehorchen, die Verteidigung gegen Feinde leichter sein.

Aus der Art der Parzellierung sind sodann weitere Aufschlüsse über das Wachstum des Quartiers zu gewinnen. Dank dem von Karl Stehlin in beharrlicher Arbeit angelegten Historischen Grundbuch, das vorwiegend eine Sammlung der urkundlich überlieferten Rechtsgeschäfte über jede Liegenschaft (Leihe, Kauf, Verkauf, Servitute, Befunde bauliche Entwicklung der Stadt verhältnismäßig weit bis in die Einzelheiten zu verfolgen. Zahlreiche Nachprüfungen mit Hilfe dieses Materials haben ergeben, daß die Erhaltung der ursprünglichen Parzellierung bis in das 19. Jahrhundert als Regel angenommen werden darf. Der Löffelsche Plan kann daher als Grundlage für die weiteren Untersuchungen verwendet werden. Noch abzuklären verbleibt, wann neben den im Martinszins vorgesehenen Grundtypen der ganzen und halben Hofstatt von 40 und 20 Fuß «Weite» die schmälere Riemenparzellen treten. Die Neuerung muß schon früh, bereits in der Burchard'schen Stadt, eingeführt worden sein, vorerst wohl für die Aufteilung bisheriger Freiflächen und alsdann auch in den Stadtquartieren selbst. Aus der späteren Gebührenordnung ist lediglich zu erkennen, daß an Stelle der ursprünglich allein auf die Größe der Hofstätten abgestuften Ansätze in der Folge eine Regelung trat, die grundsätzlich jedes Haus mit einer jährlichen Abgabe von «2 Stebler oder 1 Rappen» belastete, Höfe, Wirtshäuser, Kochhäuser, Badstuben dagegen mit 4 Stebler und außerdem zwischen Gremperläden und verliehenen Läden unterschied. Selbstverständlich sind auch die durch mittelalterliche Stadtkorrekturen (meist nach Brän-

den und Überschwemmungen) und durch Neubauten seit dem 16. Jahrhundert eingetretenen partiellen Änderungen zu berücksichtigen. Diese sind übrigens leicht erkennbar an der abweichenden Form und Größe der Parzellen. Wo nachträgliche Vereinigungen oder Trennungen von Liegenschaften erfolgten, sind sie überdies bei erhaltenen Gebäuden aus dem baulichen Befund ersichtlich. Auch die für Basel charakteristische kleinteilige Parzellierung ist somit ursprünglich. Zerstückelung von Grundstücken kommt selten vor und ist ebenfalls ohne Schwierigkeiten festzustellen.

Von der Parzellenform ist sodann die Art der Bebauung abhängig. Diese hat allgemein eine allmähliche Veränderung erfahren. Spätere Neubauten sind in der Regel lediglich Auswechslungen des Baukörpers, wobei vom alten Bau nach Möglichkeit alle brauchbaren Teile, vor allem Scheid- und Fassadenmauern, weiter verwendet wurden und außerdem die brauchmäßigen und die verbrieften Nachbarrechte respektiert werden mußten. Bei dieser gewissermaßen organischen Erneuerung sind die in der ursprünglichen dorfähnlichen Gemeinschaft vorherrschenden reinen Holzbauten sukzessive durch die feuerfesteren Fachwerkhäuser und steinernen Gebäude ersetzt, die Haustiefe vergrößert und die Geschoszahl erhöht worden. Die darin zum Ausdruck gelangende langsame Ausbildung der städtischen Bauweise erwächst aus der praktischen Erfahrung, aus den Lehren der Stadtbrände und Überschwemmungen, aus den komplizierten baurechtlichen Verhältnissen infolge der höheren Wohndichte. Dieser Prozeß hat im wesentlichen im 15. Jahrhundert seinen Abschluß gefunden, und was heute noch von der alten Stadt besteht, ist in baulicher Hinsicht in den ältesten Partien der Überrest des damaligen Zustandes. Es zeigt das typische Gepräge der mittelalterlichen Kleinstadt.

Das Ganze bildet ein für heutige Begriffe unfäßlich reiches Kunstwerk, ebenso sicher und sorgsam im Aufbau der Formen wie in der Ausnützung der mannigfaltigen Bodenverhältnisse. Ein Kunstwerk im umfassenden Sinne des Wortes. Denn der ästhetische Gehalt allein spielt wohl in der heutigen Betrachtungsweise eine wichtige Rolle, er ist indessen im Mittelalter nicht als Eigenwert bewußt geformt worden, und noch weniger ist er beim Ausbau einer Siedlung im Vordergrund gestanden. Der Ausdruck rechtfertigt sich vielmehr im Hinblick auf die in der mittelalterlichen Stadtanlage erreichte sinnvoll ausgeglichene Berücksichtigung der vielen verschiedenartigen Bedürfnisse, die aus dem dicht gedrängten Zusammenleben einer großen Zahl von Menschen, aus Klima, Lage und Wirtschaft resultieren und von einem Denken erfaßt und gelöst werden mußten, das selbst erst aus seinen verschiedenen Ursprüngen die eigene Richtung finden und das homogene Gepräge erlangen mußte. Denn wenn auch das Alter der Stadt und ihre kontinuierliche Entwicklung seit der römischen Zeit das Bestehen eines städtischen Denkens wahrscheinlich machen, so war dieses Denken eben doch durch mancherlei historische Ereignisse entscheidend verändert worden. Ebenso wie die damalige Stadt äußerlich in manchen Zügen gleichzeitig an ein Dorf, an ein Refugium, an einen Marktflecken und an eine Residenz erinnert, so war sie auch in ihrer geistigen Verfassung ein bunt zusammen-

gesetztes Wesen. Aus dem Sippenbewußtsein in dörflichen Bräuchen erhaltene und von den Zugewanderten in die Stadt verpflanzte Gewohnheiten mußten in Einklang gebracht werden mit den wichtigsten aktuellen Erfordernissen für den ausreichenden Schutz von Leben und Gut und für die Förderung der wirtschaftlichen Interessengemeinschaft. Und alle diese divergierenden Wünsche hatte schließlich der Bischof als Stadtherr im Verein mit seinen eigenen politischen Absichten, repräsentativen Bedürfnissen und Verwaltungspflichten zu berücksichtigen.)

Das Quartier um St. Peter

Seine Entstehung

Das Quartier um St. Peter ist sinnvoll geordnet und zu einem einheitlichen Ganzen geworden. Sein Alter ist aber weniger deutlich abzulesen. Zunächst fehlen sichere Anhaltspunkte über die Gründung der Peterskirche. Sie bestand vermutlich schon längere Zeit, bevor um 1200 die Stadtbefestigung am heutigen Petersgraben errichtet worden ist. Ein 1219 zwischen dem Pleban von St. Peter und den Johannitern abgeschlossener Vergleich, die Festsetzung der Gemeindegrenze gegen St. Leonhard im Jahre 1230, die Gründung des St. Petersstiftes 1233 und die Übergabe der St. Andreaskapelle mitsamt ihren Einkünften durch Bischof Peter an dieses Stift 1296 lassen lediglich die letzte Bereinigung des Pfarrbezirkes und das schließliche Hervortreten von St. Peter als kirchliches Zentrum erkennen. Daß St. Peter erst nachträglich in eine alte Organisation der kirchlichen Verhältnisse eingefügt worden ist, dafür hat bereits R. Wackernagel auch die rechtlichen Beziehungen geltend gemacht, die später noch zwischen St. Peter und St. Martin und dem Domstift bestanden und wenigstens in Andeutungen die etappenweise Entstehung des Pfarrsprengels illustrieren: Die älteste und alleinige Pfarrkirche der Stadt war wie bereits früher erwähnt St. Martin. Die Bildung eines ersten, von St. Martin unabhängigen Sprengels für den Stadtteil auf dem linken Birsigufer dürfte mit der vom Bischof gegründeten und mit pfarrlichen Funktionen (eigener Kirchhof) ausgestatteten St. Andreaskapelle zusammenhängen. Diese Pfarrei blieb auch ausgenommen anläßlich der Übertragung der Pfarrechte in der Stadt an die Cluniacenser. Die endgültige Regelung erfolgte spätestens im 12. Jahrhundert durch die Stiftung der Pfarrkirche St. Peter, als weithin sichtbarer und St. Martin ebenbürtiger Mittelpunkt.

12. Jhd.
St. Peter

St. Andreaskapelle
im Peterskirchhof

Die Parzellen und Baugevierte

Der Talhang hinter der Spiegel-, Stadthaus- und Schneidergasse ist somit schon früh in das Stadtgebiet einbezogen worden, ebenso scheint die einheitliche Überbauung des Geländes auf dem anschließenden Plateau jener auf dem Heuberg zeitlich voranzugehen. Die Entwicklung geschah indessen unter anderen Verhältnissen. St. Peter ist bei seiner

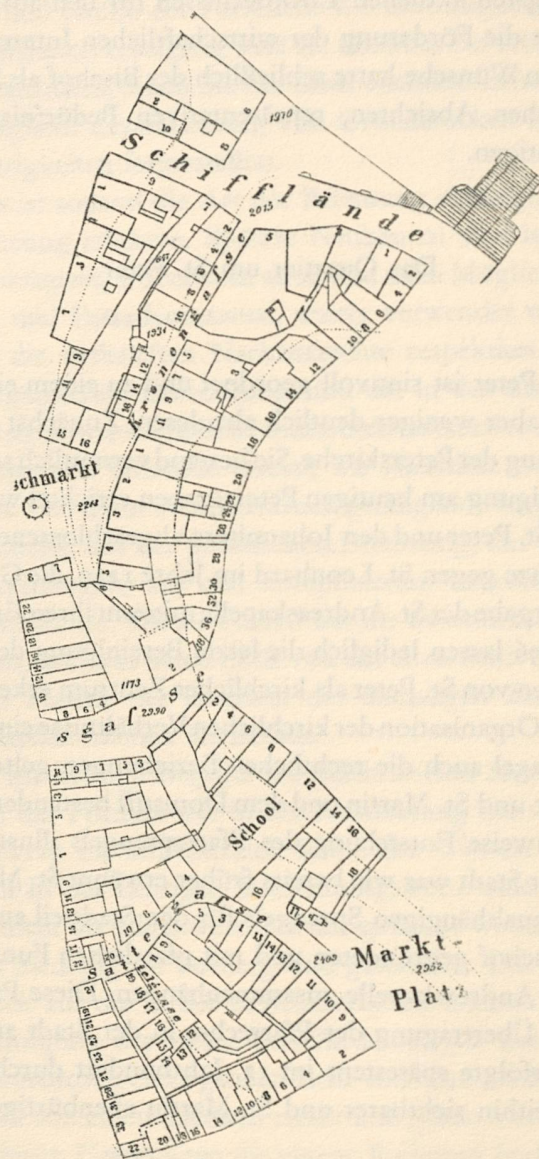


Abb. 5. Ausschnitt aus dem Stadtplan von L. H. Loeffel 1857/59: Das Gebiet der ältesten Talstadt, links begrenzt durch die Schwanengasse, Stadthausgasse, Schneidergasse, unten durch die Hutgasse, rechts anschließend durch Marktplatz, Sporengasse, Eisengasse

Gründung nicht wie St. Leonhard mit großem Grundbesitz in der Nähe ausgestattet worden. Der Boden zu seinen Füßen im Tal war bereits städtisch überbaut, das übrige Land in verschiedenem Besitz. St. Peter bildete also nicht die Veranlassung für eine einheitliche Parzellierung des Geländes, die Kirche entstand vielmehr erst, nachdem die Aufteilung im Gange oder gar zur Hauptsache schon abgeschlossen war. Diese Annahme wird durch die Eigenart der Parzellierung bestätigt. Denn nach der Art der Parzellenbildung zerfällt das Gebiet der Pfarrei St. Peter in deutlich verschiedene Abschnitte. Die Ursache hierfür wird ebenso in soziologischen Gründen zu suchen sein wie darin, daß einzelne Abschnitte zeitlich aufeinanderfolgenden Etappen angehören.

Die ursprünglichen Verhältnisse im ältesten Stadtteil zwischen Schifflande und Fischmarkt sind aus der überlieferten Struktur kaum noch erkennbar. Gesichert sind lediglich durch Grabungen die sehr kleinen Grundstücke des früher erwähnten Handwerkerquartiers am Fuße des Petersberges. Hier hat aber die von der spätgallischen bis in die frühmittelalterliche Zeit kontinuierliche Besiedlung etwa vom 11. bis in das 14. Jahrhundert eine völlige Veränderung erfahren. Offenbar hinten gehalten durch die Burchard'sche Mauer wurde der Hang, in welchen heute der Spiegelhof hineingebaut ist, erst zu Beginn des 14. Jahrhunderts durch die Anlage des nachmaligen «Petersberges» als Verbindung mit der bereits ausgebauten Petersgasse wiederum erschlossen: 1321 wird ein Haus daselbst beschrieben als «sita in vico dicto die nūwe gasse olim dicto vulgariter bi dem vinstern svibogen». Auf die spätmittelalterlichen Änderungen am Fischmarkt und am Anfang der Kronengasse sei vorerst nur verwiesen.

Außer diesen Einschränkungen ist außerhalb des ältesten Stadtgebietes der nach Parzellentypen geschiedene Aufbau der einzelnen Gevierte noch weitgehend im Löffelschen Plan überliefert: Als erster Typus die Baugevierte mit den schmalen und tiefen, später nahezu ganz überbauten Parzellen im Gebiet zwischen Stadthausgasse und heutiger Marktgasse und unterhalb des Fischmarktes zwischen der ehemaligen Schwanengasse, dem Petersberg und der Spiegelgasse. Diese sind in der weitgehenden baulichen Ausnützung verwandt mit den breiten Parzellen um den Fischmarkt, am Blumenplatz und im Geviert zwischen Kronengäßlein und Eisengasse, deren abweichende Form – soweit sie nicht bereits durch mittelalterliche Stadtkorrekturen verändert worden ist – auf eine ursprünglich andere bauliche Nutzung mit Höfen schließen läßt (Abb. 5, 6).

Ein zweiter Typus, breite, nur teilweise überbaute Parzellen mit weiten Höfen kennzeichnete das Geviert zwischen Spiegel- und Petersgasse (Abb. 6). Damit verwandt, freilich unter teilweise sehr sparsamer Nutzung des besonders begehrten Bodens, sind die tiefen Grundstücke der dritten Gattung an der Schneidergasse und am unteren Spalenberg; ihr Hinterland bot Platz für Nebengebäude und Höfe.

Wiederum ein anderes Gepräge zeigt der Stadtteil auf dem Nadelberg, als Quartieranlage jener auf dem Heuberg ähnlich (Abb. 6). Hier wie dort wurde ein nahe am Plateaurand entlang führender Weg zur Erschließungsstraße für den beidseitigen Boden. Ebenso

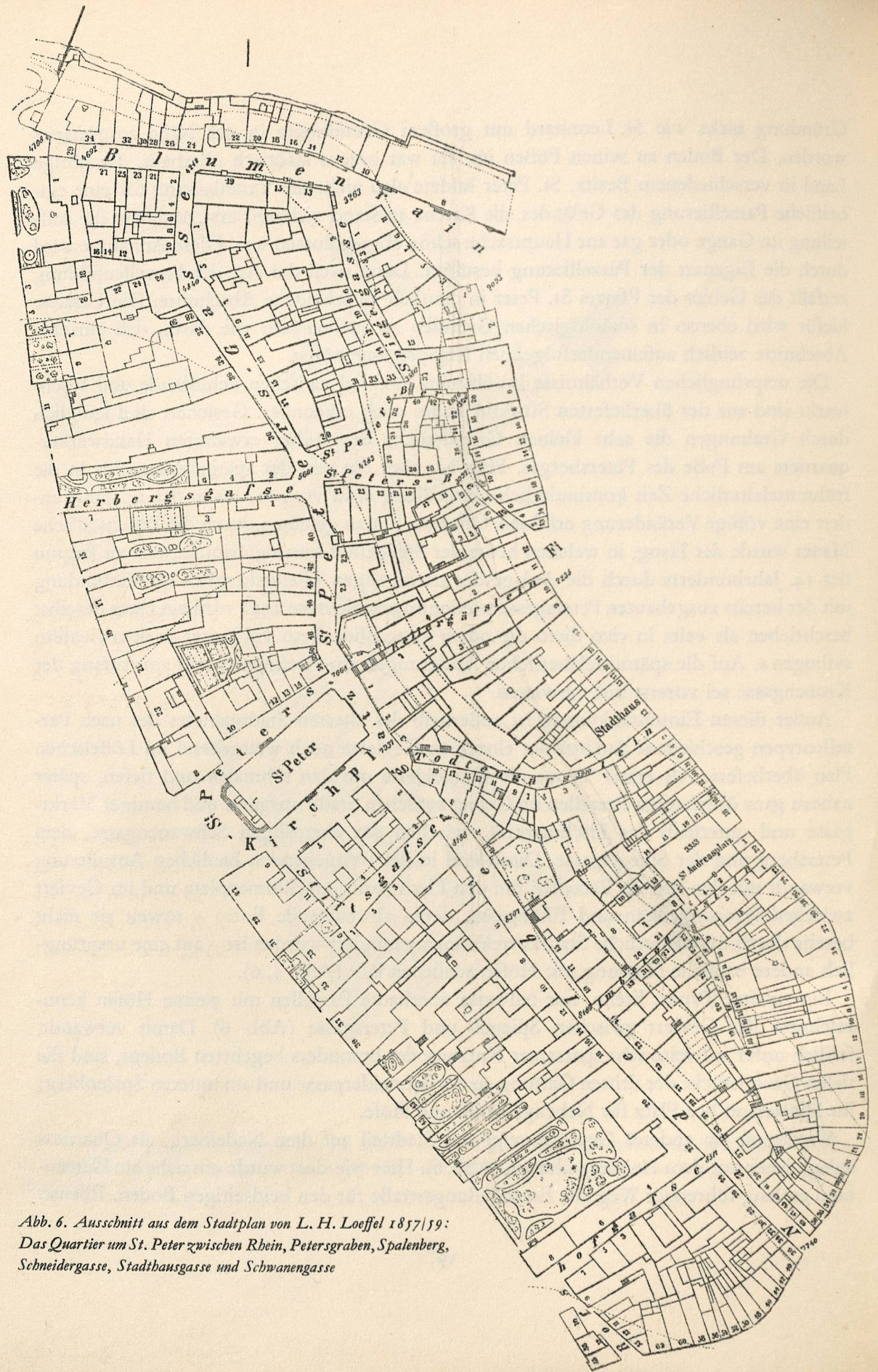


Abb. 6. Ausschnitt aus dem Stadtplan von L. H. Loeffel 1857/59:
 Das Quartier um St. Peter zwischen Rhein, Petersgraben, Spalenberg,
 Schneidergasse, Stadthausgasse und Schwanengasse

scheint auch hier oben die Besiedlung zuerst an den beiden Enden mit den schmalen Handwerkerliegenschaften eingesetzt zu haben, dort, wo am Blumenrain und Spalenberg sich bereits Vorstädte gebildet hatten und die Möglichkeit bestand, von den Vorteilen der städtischen Verkehrswege zu profitieren. Dazwischen liegen grabenwärts die großen Parzellen, nach Zahl und Ausmaß bedeutender als am Heuberg, mitsamt der überlieferten Baustruktur das ursprüngliche vornehme Wohnquartier kennzeichnend.

Die Aufstiege

Die Bodenverhältnisse gestatteten die Anlage bequemer Aufstiege vom Tal auf die Höhe. Am Petersberg in gegabeltem Anschluß an Spiegelgasse und Fischmarkt (in moderner Form erhalten in der Treppenanlage, die inmitten des Spiegelhofes zur Peters- und Herbergsgasse führt). Sodann vom Fischmarkt eine schmale Gasse und Treppe neben der «Trinkstube zum Brunnen» (auf dem Areal der heutigen Öffentlichen Krankenkasse) und am «Ringelhof» vorbei zur Petersgasse. Der obere, später wegen des notorischen Unrates «Pomeranzengäßlein» genannte Teil ist noch erhalten und hinter dem Gitter oberhalb des «Ringelhofes» sichtbar. Vom Fischmarkt führt außerdem als direkte Verbindung das Kellergäßlein zur Peterskirche. Talaufwärts folgen in größeren Abständen das Toten- und das Imbergäßlein. Diese fünf Aufstiege dienten gleichzeitig auch der baulichen Erschließung des Hanggebietes zwischen den hinteren Talgassen und der oberen Längsverbindung Petersgasse-Nadelberg. Gegen die Stadtmauer zu wurde das Gebiet einzig durch die Peterskirche und Roßhofgasse unterteilt.

Der Quartiercharakter

Als Ganzes betrachtet ist die Umgebung von St. Peter ein sukzessive zusammengefügtes Stadtgebiet, bei dessen Entstehung aber wie schon erwähnt einheitliche Maßnahmen einer einzigen Grundherrschaft kaum, oder jedenfalls nicht wie bei St. Leonhard mitgewirkt haben. Dennoch ist aus den verschiedenen Teilen eine geordnete Anlage entstanden, von erstaunlich regelmäßigem Wuchs. Deutlich bestimmt im ganzen und charakteristisch geformt im einzelnen durch die Anpassung an das Gelände und die Rücksichtnahme auf die besonderen Bedürfnisse der Bewohner. Keinerlei schriftliche Überlieferung verrät, ob und wie weit disponierende Absichten oder gar eigentliche Beschlüsse die bauliche Entwicklung in diese Bahnen gelenkt haben. Jedenfalls ist aber dieses Wachstum als konsequente stufenweise Weiterbildung einer organischen Einheit zu einem ebenso organischen größeren Verband zu verstehen. Nicht übersehen werden darf die darin waltende Ökonomie im Ausgleich der besonderen und der allgemeinen Interessen, die Rücksichtnahme auf die Notwendigkeiten der Handwerke, der städtischen Behausungen, des internen Verkehrs, der gemeinsamen Versorgung, der Sicherheit im Innern und des Schutzes nach außen. Mögen Zufall

und freies Gewährenlassen da und dort zu einer eigentümlichen Lösung geführt haben – sie spielen auch im heutigen, sehr weitgehend gesetzlich geregelten Bauwesen eine nicht unwichtige Rolle – so bekundet sich doch im übrigen ein ordnender Wille, die Fähigkeit zum Überblicken größerer Zusammenhänge, eine Summe von Erfahrungen, die eben daran erinnern, daß dieses Stück Basel im Zeitalter der Stadtgründungen gewachsen ist, und daß bei seinen Unternehmungen die neuerdings üblichen Gepflogenheiten der einheitlichen Disposition und der Ordnung in größeren Verbänden von Fall zu Fall angewendet worden sind, jeweils den örtlichen Verhältnissen und den besonderen Aufgaben angepaßt. Vielleicht mehr als Ergebnis weiterentwickelter brauchmäßiger Baugesinnung, die fortan neben der Formung der Bauten und ihrer Gruppierung im kleinen auch mit Vorbedacht den Sinn der größeren Einheit des Quartiers umfaßte, mehr aus instinktivem Finden des Gemäßen und weniger aus bewußtem Denken und logischem Planen im heutigen Sinne.

Spuren der damaligen städtischen Ordnung, die auch für die bauliche Struktur aufschlußreich sind, ergeben sich aus der Topographie und der Geschichte der Gewerbe. Die dasselbe Gewerbe treibenden Handwerker wohnten in einer Gasse beisammen (Wackernagel). Die Erinnerung an diesen Zustand lebt noch in heutigen Straßenbezeichnungen. Die Schmiede waren an der Eisengasse, die Permenter, Gerber, Schuster an der unteren, mittleren und oberen Gerbergasse, die Gewürzkrämer (Ingwer) in der Nachbarschaft des Imbergäßleins. In der Nähe der Plätze befanden sich auch die Sattler, die Sporer und Becherer, auf den Plätzen selbst – Fischmarkt und Kornmarkt – und im Gebiet zwischen ihnen, in der Brotlaube und in der School (Fleischbänke), wurden Lebensmittel verkauft. Am Fischmarkt als dem älteren städtischen Platz saßen ursprünglich auch die Wechsler, wurde das Salz feilgeboten. Interessant ist, daß sich die Schmiede später am Spalenberg niederließen. Ähnliche Wanderungen sind auch sonst zu beobachten. Der Auszug der das innerstädtische Leben gefährdenden Gewerbe (zum Beispiel durch Feuer) ist vermutlich auf behördliche Anordnungen zurückzuführen, wie sie besonders nach Stadtbränden häufig festzustellen sind. In den vorsorglichen Maßnahmen gegen Feuergefahr, die im Hinblick auf den vorherrschenden Holzbau von großer Wichtigkeit waren, wie in der Differenzierung der Rechtsbegriffe für Eigentum und Nutzung des Bodens, wird überhaupt zuerst die Entwicklung des städtischen Denkens faßbar.

Das Quartier um St. Leonhard

Seine Entstehung

Die Kirchweihe von St. Leonhard ergibt ein bedeutungsvolles Datum für die Abklärung der baulichen Entwicklung der Stadt. Auf dem Hügelsporn, im Areal des heutigen Lohnhofes, liegen verschiedene Fixpunkte von Richtungslinien, die wiederum zu anderen, für die Entwicklung Basels ebenso wichtigen Stellen führen. Der Ort dürfte schon von den

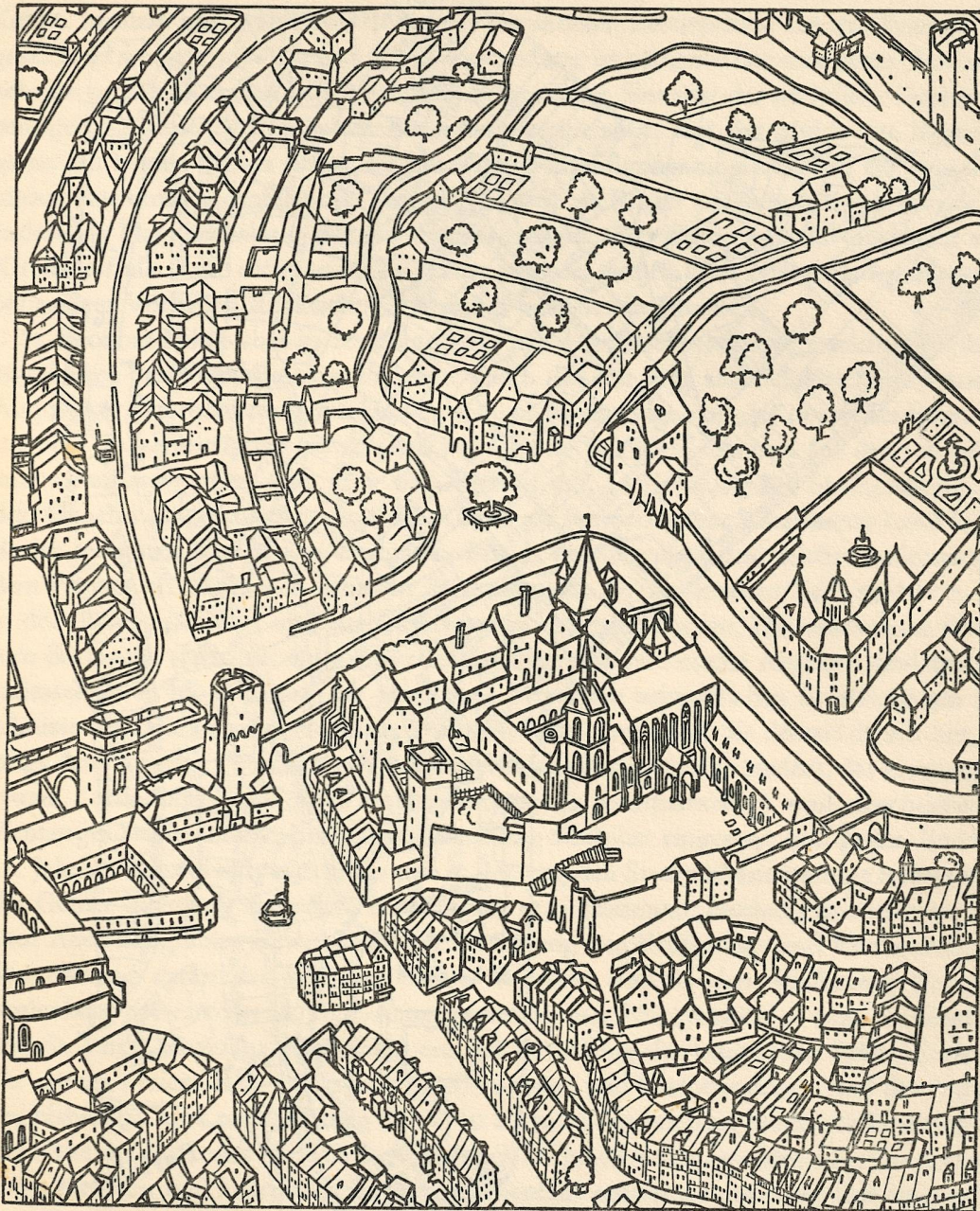


Abb. 7. Ausschnitt aus dem Stadtplan von Matthäus Merian 1615: Der Quartierkern um St. Leonhard

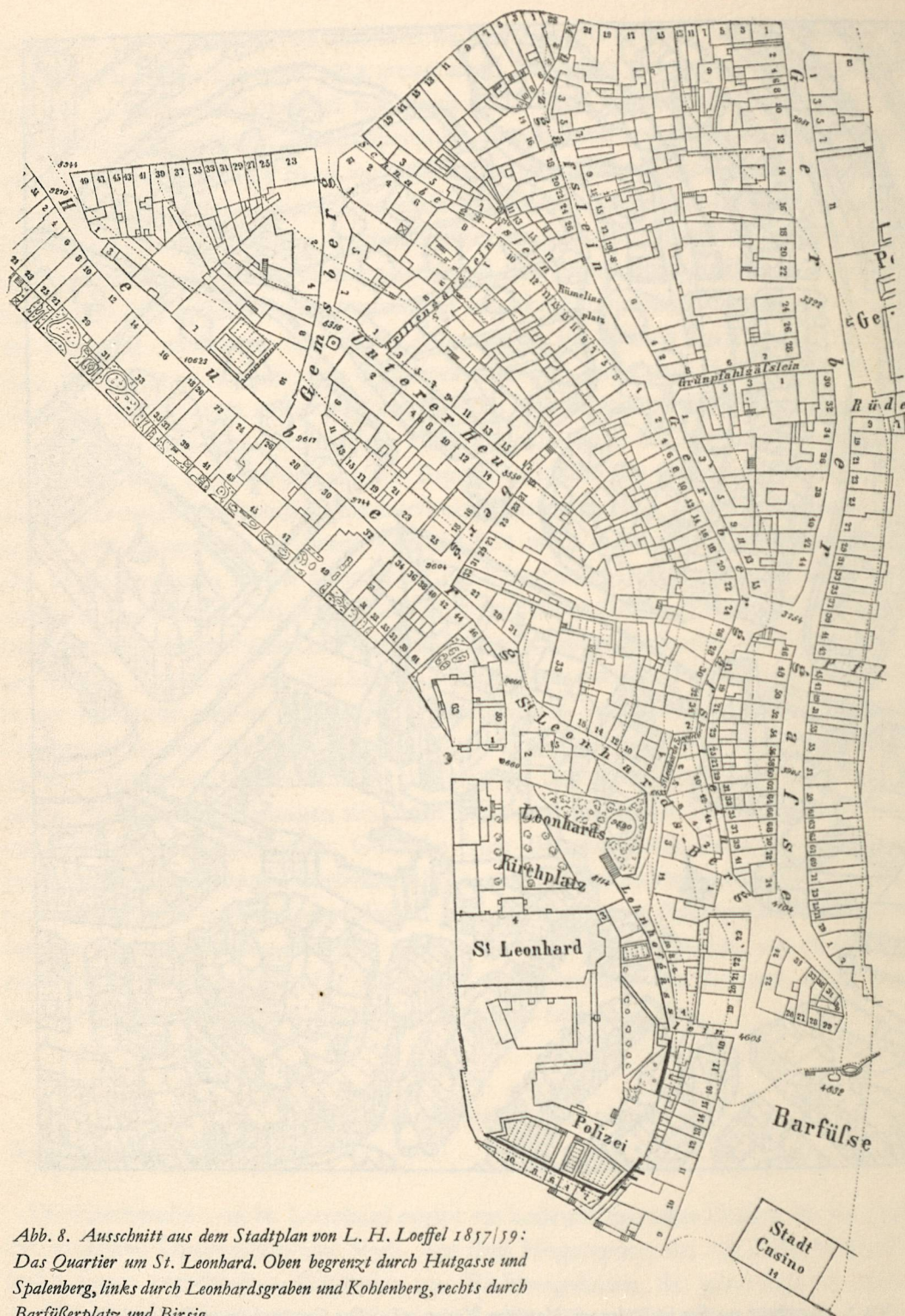


Abb. 8. Ausschnitt aus dem Stadtplan von L. H. Loeffel 1857/59:
 Das Quartier um St. Leonhard. Oben begrenzt durch Hutgasse und
 Spalenberg, links durch Leonhardsgraben und Kohlenberg, rechts durch
 Barfüßerplatz und Birsig

Kelten benützt und von ihnen mit einer besonderen Bestimmung für die Talstadt ausgezeichnet worden sein. Eine analoge Verwendung ist während der römischen Zeit anzunehmen und auch später wahrscheinlich. In gewissem Sinne ist der natürliche Graben des heutigen Kohlenberges in seiner Bedeutung vergleichbar mit der Mulde der Bäumleingasse. An beiden Stellen haben die günstigen Verteidigungsmöglichkeiten auf lange Zeit hinaus eine entscheidende Rolle gespielt, die eine als Riegel vor dem Münsterplateau, die andere als Flankendeckung für das untere Birsigtal. Der Diakon Ezelin hat daher seine Kirche auf alle Fälle nicht an einem bisher unbedeutenden Orte erbaut und mußte wohl bei seinem Vorhaben Rücksicht nehmen auf bestehende Bauten.

St. Leonhard blieb aber in der Folge nicht nur der vorausbestimmte markante Punkt im erweiterten Stadtbild. Es hatte vielmehr durch das seit 1135 mit der Kirche verbundene Augustiner Chorherrenstift direkten Anteil an der Entwicklung des neuen Stadtquartiers auf dem linken Birsigufer zwischen Hutgasse und Barfüßerplatz und auf dem Hügel bis zum Leonhardsgraben. Das 1118 vom Bischof mit Zustimmung der Stadtgemeinde aus der Allmend ausgeschiedene und der Kirche als Fundationsgut überlassene Land lag im Bezirk zwischen Spalenberg, Hutgasse, Birsig, Barfüßerplatz und reichte anderseits auf dem Plateau bis gegen den heutigen Steinengraben. Die stadtnahen Teile sind vom Stift in der Folge parzelliert und zur Überbauung verliehen worden. Das stückweise Wachstum des neuen Quartiers ist noch verfolgbar. Direkte historische Angaben sind spärlich. Indessen ist es möglich, aus der Häufigkeit der ersten urkundlichen Erwähnungen Aufschlüsse über die vorangegangenen Verhältnisse zu gewinnen. Sie deuten darauf hin, daß längs der Hutgasse (Winhartsgasse) und des Spalenberges (vicus Spalee), der Gerbergasse (vicus Cerdonum) und des Leonhardsberges (s. Lienhartzberg) und anschließenden Heuberges (vicus monachorum) die Besiedlung zunächst eingesetzt und gegen Ende des 12. Jahrhunderts bereits zur Aufnahme in den engeren Stadtverband geführt hat. 1206 lag das Gebiet innerhalb der neuen Stadtmauer. 1230 bestimmte Bischof Heinrich von Thun «zur Abstellung übler Gewohnheit, zur Verhütung von Kollisionen und Vermeidung von Skandal und damit das Heil der Seelen befördert werde» den Straßenzug Hutgasse-Spalenberg-Spalenvorstadt als Grenze zwischen den Pfarrgemeinden von St. Leonhard und St. Peter. Ungefähr gleichzeitig mit der Gründung des städtischen Spitals (1260) an der oberen Freienstraße – zwischen Kaufhausgasse und Barfüßergasse – und der Aufgabe des bisherigen am Leonhardsberg (Nr. 1) ist auch das Siechenhaus (domus infirmorum) aus der Nähe des Brunnens beim Gerberberg nach St. Jakob verlegt worden. Das Hospiz an der Ecke Heuberg und Leonhardsberg wurde ebenfalls spätestens um diese Zeit aufgegeben.

Die Anlage der Gassen

Im Verlauf von hundert Jahren war das Quartier um St. Leonhard entstanden und in der bis heute in wesentlichen Teilen erhaltenen Art ausgebaut worden. Verschiedene

Anzeichen sprechen dafür, daß seine Anlage von Beginn an – gleich jener der Vorstädte – einheitlich geregelt worden ist. Die Gassen sind, zum Teil sicherlich im Anschluß an schon bestehende Wege, dem ansteigenden Gelände angepaßt, die unterschiedliche Breite der Talsohle wurde rationell erschlossen. Im flachen Teil zwischen Birsig und Hang war eine beidseitige Bebauung längs der Gerbergasse möglich, das Hinterland bergwärts fand den Anschluß an Münz- und Gerbergäßlein. Grünpfahlgasse, Gerberberg und Leonhardsberg unterteilen ziemlich regelmäßig das Gebiet. Ebenso wie talaufwärts war die Anlage weiterer Gassen am Hang und auf dem Heuberg durch das Terrain und schon bestehende Wege vorgezeichnet. Der Spalenberg und vielleicht auch der Gernsberg sind als ursprüngliche Zufahrten zur Burchard'schen Stadt aufzufassen. Der obere Heuberg bildete das Teilstück des ehemaligen aus dem Tal über den Leonhardsberg an der Stadt vorbeiführenden Weges. Der untere Heuberg ist nach moderner Bezeichnung eine typische Erschließungsstraße. Der Ausbau des Quartiers im Anschluß an den vicus monachorum beim St. Leonhardsstift und an die «Vorstadt» am Spalenberg richtete sich nach dem Verlauf der Stadtmauer von 1206 und bildete wohl die letzte Etappe.

Die Parzellierung

Die gerade im Quartier von St. Leonhard noch heute weitgehend unverändert erhaltene Art der Parzellierung läßt erkennen, daß sogleich längs der neuen Straßenzüge eine geschlossene Überbauung einsetzte (Abb. 8). In der Hauptsache wurden kleine schmale, aber nach Möglichkeit sehr tiefe Parzellen ausgeschieden. «Riemenparzellen», wie sie in der ganzen Stadt für die Handwerkerliegenschaften charakteristisch sind. Im allgemeinen in regelmäßiger Reihung. Die kleinsten Parzellen mit nur 2,7 bis 3 m Fassadenbreite finden sich auch hier meist entweder am Ende der Gassen oder an verkehrsreichen Stellen. Im einen Falle scheint es sich eher um Restparzellen zu handeln, im anderen um besonders begehrten Boden. Große alte Parzellen sind es nur wenige und einzig auf dem Heuberg, wo sie gleich wie am Nadelberg zwischen kleinen liegen und mit dem Hinterland an die Stadtmauer grenzen. Einen anderen Zuschnitt der Parzellen weist das Geviert zwischen dem oberen und dem unteren Heuberg auf. Hier standen im unteren Teil anfänglich die Häuser der Weber, später die Stallungen der Metzger usw. Im übrigen war die Gegend des Heuberges vorwiegend ein Wohnquartier. Das Gewerbe bevorzugte das Gebiet längs der Gerbergasse und des Spalenberges. Hier entstanden zunächst eigentliche Vorstädte, die auch später nach der abermaligen Erweiterung der Stadt mit der älteren Eisengasse, Sporen-gasse und Freienstraße die wichtigsten Geschäftsstraßen geblieben sind. Die verschiedenen ältesten Bezeichnungen für die einzelnen Abschnitte der Gerbergasse: Rindermarkt (von der Hutgasse bis zur Grünpfahlgasse), Unter den Gerbern (bis zum Gerberberg), Sutergassen (bis zum Leonhardsberg), Barfüßerplatz (bis zum Polizeigäßlein, Umtaufe erst Ende des 19. Jahrhunderts) sind vermutlich noch Spuren der etappenweisen

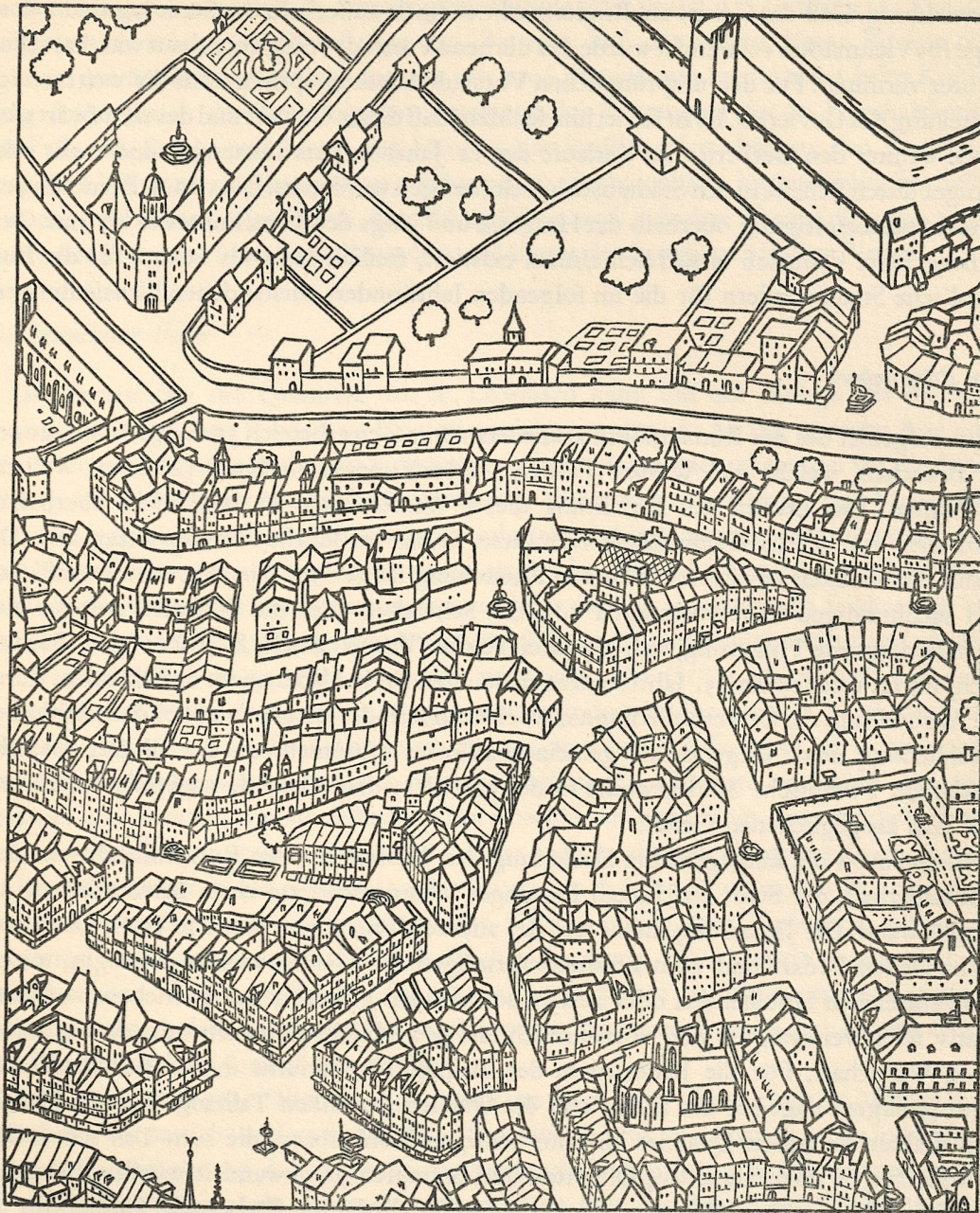


Abb. 9. Ausschnitt aus dem Stadtplan von Matthäus Merian 1615: Der nördliche Teil des Quartiers um St. Leonhard bis zum Spalen-Schwibbogen

Entwicklung. Daß das Gebiet am Rindermarkt ehemals außerhalb der Stadt lag und nur so lange für Viehmärkte verwendet wurde, bis die neue Vorstadt völlig ausgebaut war, hat schon Fechter vermutet. Für den ursprünglichen Vorstadtcharakter spricht auch die weiträumige Aufteilung des Geviertes. Es ist fernerhin denkbar, daß dieses Geviert und das talaufwärts folgende «Unter den Gerbern» im Verlaufe des 12. Jahrhunderts sukzessive und mehr oder weniger durch Behelfe in den Stadtabschluß einbezogen worden ist. Die von A. Bernoulli vermutete Stadtbefestigung oberhalb der Hutgasse und längs des Rümelinbaches bis zum Gerberberg hätte demnach tatsächlich einmal existiert, freilich nicht als Schutz für die Burchard'sche Stadt, sondern für die im folgenden Jahrhundert entstandenen Neusiedlungen.

Der Rümelinbach

Im Talgebiet bot der Rümelinbach als neuerstellter Gewerbeteich günstige Bedingungen für Branchen, welche viel Wasser (Färber, Gerber) oder seine Kraft (Mühlen, Walken) benötigten. Das Datum der Errichtung dieser Wasseranlage ist zwar nicht überliefert, wird aber, wie bereits Wackernagel vermutete, in das 12. Jahrhundert zu setzen sein. Die Wahrscheinlichkeit einer noch früheren Entstehung ist gering. Aus den sehr gründlichen und sachkundigen Untersuchungen von Ed. Schweizer über die Stadtteiche ergibt sich als näherliegende Folgerung, daß alle drei Teiche (Rümelinbach, St. Albanteich, Riehen-teich) im 12. und frühen 13. Jahrhundert entstanden sind. Also in einer auffallenden, durch die Ausbreitung der Gewerbebedingten Wachstumperiode, jeweils anläßlich der städtischen Erschließung einer Gegend, als gemeinschaftliches Unternehmen der Siedler und der Obrigkeit. Technische Meisterwerke in der geschickt dem Gelände angepaßten Führung und dem ausgeglichenen Gefäll.

Allein schon die kunstgerechte Herleitung des Wassers für den Rümelinbach von dem weit außerhalb der Stadt errichteten Binner Wuhrrforderte einen beträchtlichen Arbeitsaufwand. Die Erstellung dieser wie der anderen Teiche war daher in erster Linie vom vorhandenen Bedarf und vom Leistungsvermögen des Gemeinwesens abhängig, mithin von zahlreichen bestehenden oder neu zu schaffenden gewerblichen Betrieben, von einer relativ reich verzweigten und vornehmlich auf gewerblichen Erwerb orientierten städtischen Wirtschaft. Für die Bedürfnisse des kleinen Territoriums in der Burchard'schen Stadt genügten dagegen der Birsig und die Quellen am linken Talhang. Für die Mühlen und Walken im neuen Quartier bis zum heutigen Kohlenberg, die zum Teil schon früh in Schleifen, Waffenschmieden, Öltrotten und Stampfen umgewandelt wurden, benötigte man wesentlich größere Wassermengen, ebenso für die Bader, Färber und Gerber, für die Runsen (Wasserableitungen in entferntere Liegenschaften) und für die Beseitigung des Unrates. In seinem Verlauf ist der Teich unter beharrlicher Ausnutzung der Terrainverhältnisse so angelegt worden, daß er – auch nach erfolgtem Ausbau der späteren Steinvorstadt – für das ganze linksufrige Stadtgebiet bis zur Sattelgasse die zentrale Versorgungs-

quelle bildete. 1460 waren 185 Nutzungsberechtigte vorhanden, 1534 sogar 218; ihre Zahl steigerte sich zuletzt (1866) auf über 340. Bis 1875 floß der «obere kleine Birsig» offen im heutigen Steinenbachgäßlein, kreuzte seit 1206 den inneren Stadtgraben beim Kohlenberg, folgte durch den Schwibbogen eintretend der Stützmauer des St. Leonhardsstiftes am Fuße des Berges und hinter den Häusern am Barfüßerplatz, kreuzte den Leonhardsberg und lief unter den hangseitigen Häusern im Gerbergäßlein bis zur Rümelinsmühle, von dort wiederum offen durch das Münzgäßlein und mündete hierauf in zwei Armen hinter der Hutgasse (durch das Rünselin) und hinter der Sattलगasse in den Birsig.

Die gewachsene Form

Die Entstehung des Quartiers um St. Leonhard kann mit der Anlage des Rümelinbaches sozusagen von Geviert zu Geviert verfolgt werden. Es ist das typische Bild einer organisch wachsenden Stadt. Die Ergebnisse können daher auch allgemein für die Erforschung der mittelalterlichen Städte dienlich sein. Denn man hat zeitweise den Unterschied zwischen gegründeten und allmählich gewachsenen Städten zu sehr auch in einer prinzipiell verschiedenen baulichen Struktur zu ergründen versucht und bis zur Gegenüberstellung der planmäßig vorausbestimmten und der zufällig entstandenen Stadtanlage vereinfacht. Auch am Beispiel von Basel wird ersichtlich, daß derartig vereinfachte Lehrsätze der Wirklichkeit nicht gerecht zu werden vermögen. Die Größe, der Umriß und selbst die innere Aufteilung der Gevierte hängt von den Bodenverhältnissen ab. Noch deutlicher wird die Anpassung an das Gelände in der Art, wie sich die Gevierte zu Quartierteilen und zum Quartier zusammenfügen. Indessen zeigen die Gevierte und auch das ganze Quartier eine Gestalt, wie sie selbständigen Abschnitten einer Stadt eigentümlich ist und sich nur auszubilden vermag, wenn die Anlage nach bestimmten Regeln erfolgt. Sie sind im Ergebnis faßbar in der Anordnung der Gassen, in der Parzellierung des Bodens, in der Erstellung des Gewerbeteiches, im Ort der Kirche und in der Gliederung der ganzen Bebauung im Sinne einer stilistisch einheitlichen Formung. Diese Regeln entsprechen den Erfordernissen, die ein städtischer Organismus von diesem Umfange praktisch verlangt und organisatorisch im Zeitalter der beginnenden Zusammenfassung der Handwerke in den Zünften auch zu formulieren wußte.

Der Unterschied gegenüber einer gegründeten Stadt liegt daher nicht im Mangel einer bedachten Voraussicht und verbindlicher Dispositionen für den Ausbau, er ist in baulicher Hinsicht beschränkt auf das Fehlen eines systematisch geordneten Straßennetzes und auf die größere Abhängigkeit der gewachsenen Stadt von den bestehenden Verhältnissen. Die Straßen, die Gassen und die Plätze, ebenso die Teiche, konnten nicht nach einem einfachen Ordnungsschema, wie zum Beispiel im Kleinbasel, angelegt werden; ihre Lage, Richtung und Größe war durch die Natur vorgezeichnet sowie durch die hier leichter als in einer planmäßig errichteten Neustadt zu berücksichtigenden Sonderwünsche des Grund-

herrn und des Siedlers, der Gemeinde und des Stadtherrn. Manche Entscheidung konnte zunächst sogar offen gelassen und dem freien Ermessen späterer Generationen anheimgestellt werden. Im Detail aber galten die gleichen Ordnungsprinzipien, zum Beispiel geschlossene, parzellenweise geknickte Fassadenfluchten.

Die obere Talstadt rechts des Birsigs

Ihre Entstehung

Die Bebauung beidseitig des Straßenzuges von der Schifflande bis zur Handelsbank, zwischen dem Birsig und dem Hang des Münsterhügels, erfolgte sukzessive, über einen langen Zeitraum verteilt. Daran erinnern noch heute die verschiedenen Namen für die einzelnen Abschnitte. Den ältesten Teil bildet die Eisengasse. Wohl sehr früh kam das Gebiet am heutigen Marktplatz dazu (Sporengasse und Teil am Kornmarkt). Der Martinszinsbezirk und die Burchard'sche Stadt reichten sodann bereits bis zur Pfluggasse. Der Ausbau im Bezirk oberhalb Pfluggasse und Fahnergäßlein stellt die letzte Etappe dar in der Erweiterung der Stadt bis zu Beginn des 13. Jahrhunderts. Selbst nach der Errichtung der Stadtbefestigung (um 1200) längs dem St. Albangraben und dem Steinenberg blieb aber der oberste Teil noch auf lange Zeit hinaus nur locker überbaut. So wurde das oberste Stück der Freienstraße mit den zurückspringenden Häusern «in der Tiefe» (ehemals Nr. 90, 92, 94) und dem Winkel beim Spital (zwischen Barfüßer- und Kaufhausgasse) überhaupt erst im Verlaufe des 19. Jahrhunderts eigentlich straßenmäßig mit geraden Fassadenfluchten ausgebaut. Die Ausweitung des städtischen Zentrums über den unteren Teil der Freienstraße hinaus ist sogar jüngsten Datums und noch im Gange, die Entwicklung läßt sich in der gegenwärtigen Wandlung der Äschenvorstadt und im ersten Übergreifen in das bisherige Wohngebiet an der St. Jakobsstraße verfolgen.

Die Freiestraße

Die Freiestraße selbst – die im alten Basel allein als «Straße» galt, alle übrigen hießen «Gassen» – ist viel älter als das heutige Quartier. Daß sie in den Urkunden verhältnismäßig spät – erstmals im Jahre 1241 (Libera strata) – bezeugt wird, ändert nichts daran. Sie bildete die wichtigste Zufahrt zur ursprünglichen Talstadt. Auch ihr Name muß mit dieser Funktion zusammenhängen und wie in anderen Städten in Beziehung stehen mit der Regelung der Marktrechte und der Ausscheidung der städtischen Befugnisse. Er enthält den Hinweis auf ihre frühere rechtliche Geltung als öffentliche, dem königlichen Schutz unterstellte Straße, für die noch im Schwabenspiegel allgemein eine Breite von 16 Schuh vorgeschrieben wurde. Ihre Breite blieb unverändert bis in das 19. Jahrhundert. 1853 erfolgte die Korrektur des unteren Teiles zwischen Markt und Rüdengasse. 1884 bis 1893 sind im oberen Teil neue Baulinien beschlossen und anschließend die meisten der heutigen Bauten errichtet worden. Die ehemalige

Breite schwankte zwischen 5,5 und 6,5 m. Die Freiestraße war demnach breiter als die ältere Eisengasse, wo bis zur Korrektur im Jahre 1839 der Abstand zwischen den beidseitigen Fassadenfluchten circa 3,6 m betrug und überdies zwischen dem Rheintor und dem Beginn der Sporengasse beim heutigen unteren Ende des Marktplatzes die Steigung von beiden Seiten her so groß war, daß schwere Fuhrwerke Vorspann benötigten und der doppelt behinderte Fahrverkehr sogar schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts polizeilich geregelt werden mußte.

Die Parzellen und Baugevierte

Wiederum haben Lage und topographische Verhältnisse die Gestaltung des neuen Stadtteiles beeinflußt, vielleicht bildeten sie sogar die Ursache für den langsamen Ausbau. Günstig lag das Gebiet insofern, als die uralte Zufahrt zur Talstadt und zum Rhein als natürliche Erschließungsstraße dienen konnte, ungünstig, weil weder genügend natürliche noch künstliche Wasserzufuhr für Gewerbetreibende vorhanden oder möglich war. Einzig am Birsig selbst konnten sich die Betriebe unbehindert entwickeln. Daß sich unter diesen Umständen an der Straße vorwiegend Handelsleute und Patrizier niederließen und vom Gewerbe einzig jene Zweige, wie die Becherer, die mehr auf die günstige Verkehrslage als auf andere Vorbedingungen angewiesen waren, erscheint als natürliche Folge. Auch in der Bildung der Baugevierte und in der Parzellierung ist dieser Werdegang noch bis in das 19. Jahrhundert überliefert geblieben. In dem engen Talabschnitt, begrenzt vom Kornmarkt und der Rüdengasse, blieb zwischen dem Birsigufer und der Freienstraße nur wenig Raum übrig. Die Breite der Parzellen entspricht jener an der Eisengasse und Sporengasse, die Tiefe richtet sich nach dem Verlauf des Birsigs. Auf der Bergseite überwiegen die schmalen tiefen Liegenschaften. Dann folgt – ähnlich wie zwischen der Hutgasse und der Grünpfahlgasse – talaufwärts ein sehr tiefes, hier indessen nur von drei Seiten zugängliches Geviert zwischen Rüden- und Pfluggasse. Die Parzellen sind entsprechend langgestreckt und zuweilen mit zwei bis drei, durch kleine Höflein getrennten Hinterhäusern überbaut. Auch hier dürfte es sich um eine zunächst als Vorstadt entstandene Siedlung handeln. Die Abtrennung der kleinen Randparzellen im unteren Teil der Pfluggasse zur Ermöglichung einer intensiven Bodennutzung scheint nachträglich erfolgt zu sein, nach der Erweiterung der Burchard'schen Stadt.

Beim weiteren Wachstum talaufwärts, seit dem frühen 12. Jahrhundert, macht sich eine deutlich gestraffte Ordnung bemerkbar (Abb. 10). Rationell und systematisch ist die Aufteilung des Areals oberhalb der Pfluggasse bis zur Streitgasse. Die drei durch die Weiße Gasse und das Ringgäßlein untereinander getrennten Baugevierte erscheinen als zusammengehörige Bestandteile eines geordneten und einheitlich angelegten Ganzen. Die Verwandtschaft mit den Gevierten an der oberen Gerbergasse spricht für die gleichzeitige Entstehung mit jenen. Wie in den Gevierten auf dem linken Birsigufer wurden die Parzellen in ihrer Größe den wirtschaftlichen Bedürfnissen der ersten Bewohner angepaßt. Das reihen-

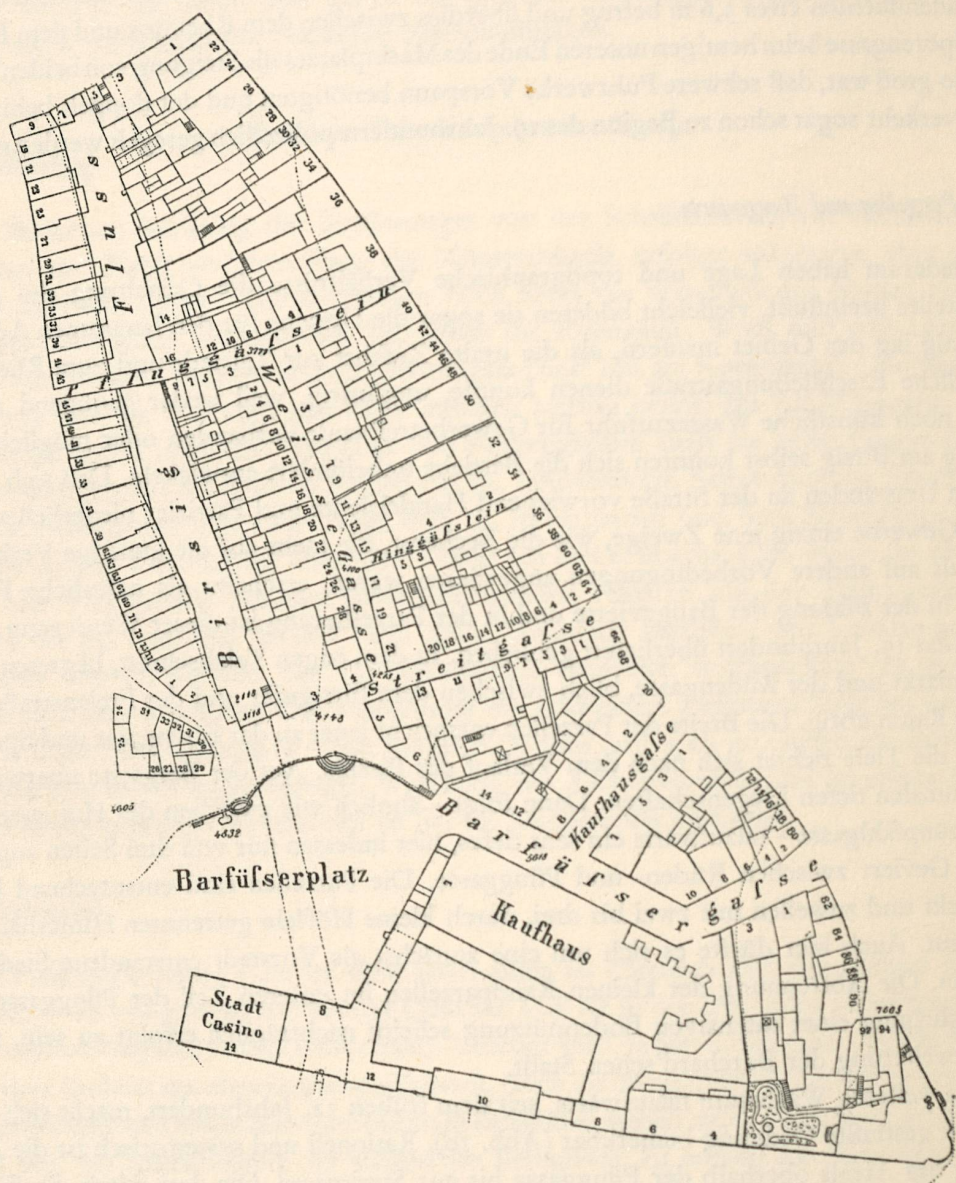


Abb. 10. Ausschnitt aus dem Stadtplan von L. H. Loeffel 1857/59: Das Gebiet der oberen Talstadt zwischen Rüdengasse, Birsig, Steinenberg und der Freienstraße

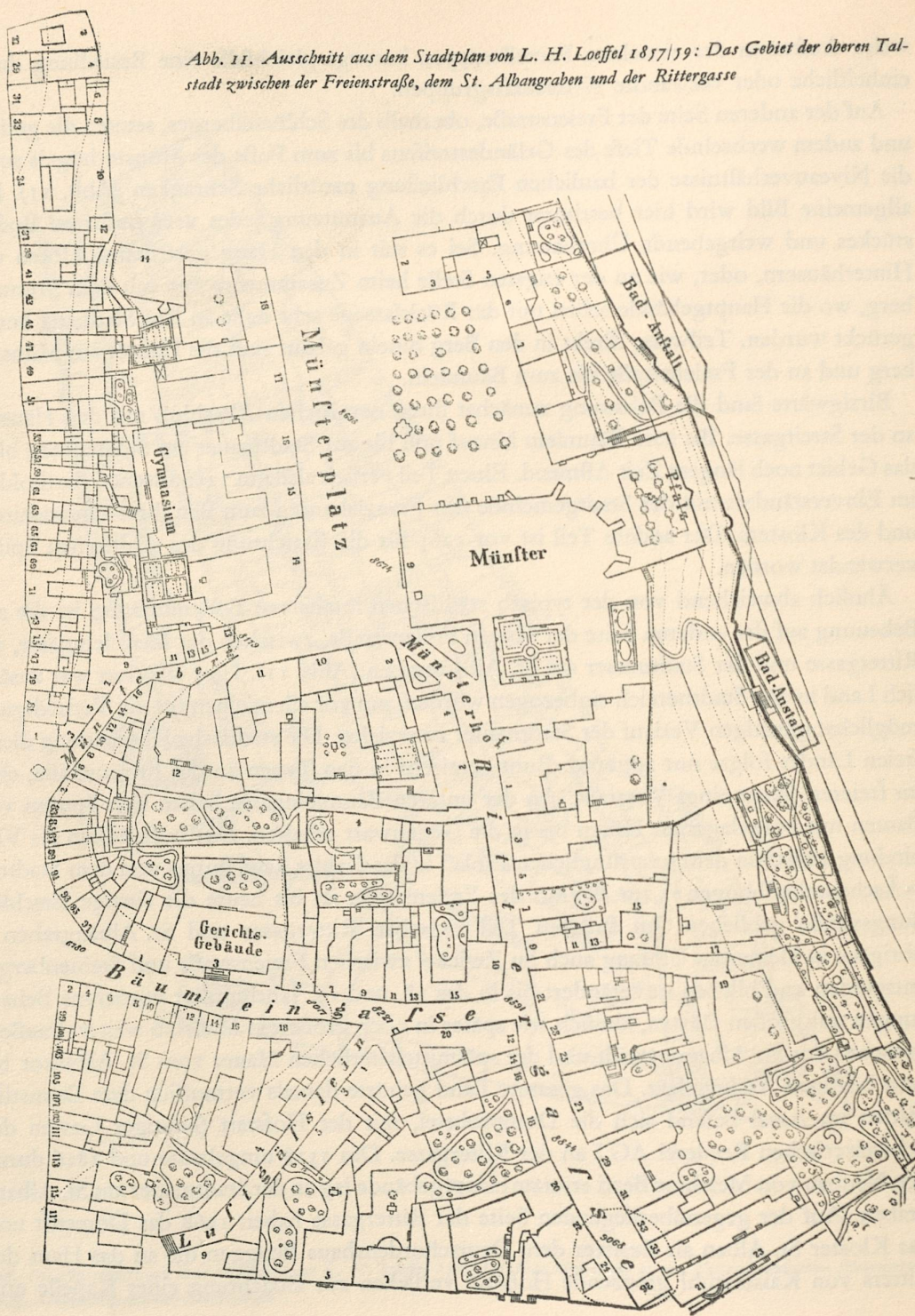
weise Auftreten der einzelnen Parzellentypen bezeugt gleichfalls eine Besiedlung durch einheitliche oder verwandte Wirtschaftsgruppen.

Auf der anderen Seite der Freienstraße, oberhalb des Schlüsselberges, setzten die geringe und zudem wechselnde Tiefe des Geländestreifens bis zum Fuße des Münsterhügels sowie die Niveauverhältnisse der baulichen Erschließung natürliche Schranken (Abb. 11). Das allgemeine Bild wird hier bestimmt durch die Ausnützung jedes verwendbaren Bodestückes und weitgehende Überbauung. Sei es mit in den Hang gestaffelten Höfen und Hinterhäusern, oder, wie an der engsten Stelle beim Zusammentreffen mit dem Münsterberg, wo die Hauptgebäude selbst mit der Rückfassade sehr nahe an den Steilhang herangerückt wurden. Teilweise direkt in den Berg hinein gebaut sind die Häuser am Münsterberg und an der Freienstraße bis zum Bäumlein.

Birsigwärts fand die Bebauung zunächst ihren natürlichen Abschluß mit den Häusern an der Streitgasse. Bis zum Bäumlein hinauf und bis zur Stadtmauer am Steinenberg blieb das Gebiet noch längere Zeit Allmend. Einen Teil verließ alsdann 1250 Bischof Berthold II. im Einverständnis mit der Stadtgemeinde den Franziskanern zum Bau ihrer Ordenskirche und des Klosters. Der andere Teil ist vor 1265 für die Errichtung des städtischen Spitals verwendet worden.

Ähnlich abweichend von der typisch städtischen intensiven Bodennutzung ist die alte Bebauung auf der anderen Seite der oberen Freienstraße, zwischen der Bäumleingasse, der Rittergasse und der Stadtmauer am St. Albangraben (Abb. 11). Hier wie dort war zusätzlich Land in den Stadtbereich einbezogen worden, um vor allem einen für die Verteidigung möglichst günstigen Verlauf der Stadtmauer zu erzielen. Die städtische Überbauung dieses freien Landes folgte nur zögernd. Bunt gemischt in den Typen an der Freienstraße, eher im freieren Sinne einer Vorstadt. An der unteren Bäumleingasse haben sich Spuren von Bauten mit vorgelagerten Höfen bis in die Gegenwart erhalten. Das Luftgäßlein als Verbindung zwischen dem ursprünglichen Einlaß in das Gebiet «auf Burg» und dem Stadttor («Äschenschwibbogen») am Beginn der Freienstraße ist bis heute die einzige Erschließungsstraße geblieben. Im äußeren Teil zwischen Rittergasse und St. Albangraben – übrigens in kleinerem Umfang auch im Zwickel zwischen Freienstraße und Steinenberg – entstanden und blieben unverändert bis in das 18. und 19. Jahrhundert vornehme Behausungen mit großen Gärten, ähnlich wie später in noch größerem Maßstab weiter draußen, zwischen der St. Albanvorstadt und der spätmittelalterlichen Mauer vom St. Albantor bis zum heutigen Äschenplatz. Das gesamte Land gehörte damals vermutlich dem Domstift. Mitten im Areal befand sich die Domprobstei, mit der Hofstatt (heutiger Garten der Schweizerischen Reederei AG.) an der Rittergasse. Das 1518 umgebaute und 1826 durch den Neubau von Melchior Berri ersetzte Hauptgebäude lag an der Stadtmauer am St. Albangraben. Auf der gegenüberliegenden Seite der Rittergasse haben 1268 das Domstift und das Kloster St. Alban als Besitzer dem Deutschordenshaus Beuggen die an das Haus des Ritters von Kaiserstuhl grenzende Hofstatt verliehen zur Errichtung einer Kapelle und

Abb. 11. Ausschnitt aus dem Stadtplan von L. H. Loeffel 1857/59: Das Gebiet der oberen Talstadt zwischen der Freienstraße, dem St. Albangraben und der Rittergasse



eines Ordenshauses. Unüberbaute Flächen waren demnach hier noch lange nach dem Einbezug in die Stadtbefestigung vorhanden. Auch die stattliche Breite der Rittergasse deutet auf eine geringe Nachfrage nach Boden hin, die ihrerseits wiederum eine dem vornehmen Quartiercharakter entsprechende Weiträumigkeit erlaubte. Es sind diese Verhältnisse letztlich auch eine Folge der andersartigen Entstehung der St. Albanvorstadt. Denn während sich sonst vor den Stadttoren als ungestüme Fortsetzung des städtischen Wachstums neue Quartierteile bildeten, vollzog sich hier die Entwicklung in umgekehrter Richtung. Innerhalb des Kunostores (Albanschwibbogen) blieb es still. Die um das Kloster St. Alban im Tal und oben am Hang entstandene ziemlich entfernte Siedlung wurde mit der Stadt verbunden; der Impuls zur Überbauung des Zwischenstückes kam von der Außenseite, eben von dem auf der Grundherrschaft von St. Alban entstandenen Gewerbeviertel.

Die Bildung des neuen Stadtzentrums

Wann die Besiedlung außerhalb der Burchard'schen Stadt eingesetzt hatte, und wie weit die Entwicklung zur Zeit der Ausscheidung der Pfarreien von St. Martin und St. Alban bereits gediehen war, ist nicht bekannt. Als sicher darf angenommen werden, daß das Quartier um St. Leonhard rascher die endgültige Dichte erreichte als die obere Talstadt rechts des Birsigs. Indessen haben die Gerbergasse wie die Freiestraße ihr repräsentatives Gepräge erst viel später durch die Zunfthäuser erhalten, nachdem aus den alten und neueren Teilen der Innerstadt seit dem Bestehen der Vorstädte eine auch innerlich konsolidierte Einheit entstanden war und sie zu den beiden Hauptsträngen der städtischen Wirtschaft wurden. Die Verlegung des Rathauses vom Fischmarkt an die Sporengasse und nach 1377 an die heutige Stelle, sowie die Entwicklung und Wanderung der Zunftsitze veranschaulichen im Detail diesen interessanten Prozeß der allmählichen Differenzierung der städtischen Struktur, und obwohl es sich zur Hauptsache um spätere Ereignisse handelt, rechtfertigt es sich dennoch, ihre Schilderung hier einzufügen. P. Koelner hat in seiner schön illustrierten «Basler Zunftherrlichkeit» den schon von Wackernagel in seiner Bedeutung erkannten Verlauf beschrieben. Anfänglich besaßen die Zünfte im Zentrum der Stadt, am Fischmarkt und in dessen Nähe ihre «Lauben», die als gemeinsame Verkaufsräume von den Zunftgenossen benutzt wurden. Für die Erledigung ihrer übrigen gemeinsamen Interessen, für ihre Zusammenkünfte und die Pflege des geselligen Lebens, dienten die «Stuben», die sich gewöhnlich in der Nähe der Lauben befanden. Durch das stetige Wachstum der Gewerbe seit dem 13. Jahrhundert erstarkten auch die Zünfte, vermehrte sich deren Einfluß auf das öffentliche Leben, vergrößerte sich ihre repräsentative Geltung. Seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts begannen die Zünfte daher neue und größere Sitze zu errichten. Gleichsam als baulicher Ausdruck für die beherrschende Macht der in ihren Korporationen organisierten städtischen Wirtschaft. Jetzt entstanden die Zunfthäuser an den späteren Stellen. Die Verlegung mag durch verschiedene Gründe

bedingt gewesen sein. Einmal waren einzelne Gewerbe in den neuen Stadtteilen entstanden, wie die Gerber zu Füßen von St. Leonhard, deren Laube seit 1294 am Gerberberg stand, am Ort des nachmaligen Zunfthauses, oder sie hatten sich daselbst erneut konzentriert, wie die Schmiede am Spalenberg und die Weber in der Steinvorstadt. Wie weit die Umsiedlung der Gewerbe mit dem Wiederaufbau der Stadt nach dem Erdbeben zusammenhängt, ist nicht mehr ersichtlich; die Verlegungsdaten der Zunfthäuser schließen eine solche Beziehung nicht aus. Im Gesamtergebnis zeugt jedenfalls die neue Gruppierung der Zunftsitze für eine Anpassung an die veränderten Verhältnisse der nunmehr über ein größeres Gebiet ausgebreiteten städtischen Wirtschaft.

Mit Ausnahme der Bauleute (zu «Spinnwettern» Ecke Rheinsprung-Eisengasse, am Ort der heutigen Wepf'schen Buchhandlung) verblieben im ältesten Stadtteil einzig die mit dem Rhein verbundenen Zünfte der Schiffer (an der Schifflande, unterhalb des ehemaligen Rheintores) und die Fischer (Fischmarkt Nr. 10). In der Nähe ihrer gemeinsamen städtischen Verkaufszentrale, der Fleischbänke in der «School», behielten sodann die Metzger ihren Zunftstandort an der Sporengasse. Alle übrigen Zunfthäuser aber entstanden in den neueren Stadtteilen, wobei sich die vorwiegend am Handel interessierten Zünfte der Kaufleute, Krämer, Weinleute, Wechsler und Goldschmiede möglichst nahe beim Kornmarkt niederließen, während die Handwerkerzünfte fast insgesamt weiter talaufwärts an der Gerbergasse und an der Freienstraße ihren Sitz aufschlugen. Als erste waren die Kürschner 1353 von der Sporengasse an den Rindermarkt (untere Gerbergasse) gezogen. 1354 ließen sich die Schuhmacher oben an der Freienstraße nieder. 1364 werden erstmals die Schneider und Gartner an der Gerbergasse erwähnt. 1377 erwarben die Weinleute am Kornmarkt – wo der Weinhandel konzentriert war – den anfänglichen Teil ihrer heutigen Liegenschaft (Geltenzunft, Marktplatz Nr. 13). 1384 kauften die Scherer, Maler, Sattler, Sporer und Bader die hintere Hofstatt zum Himmel an der mittleren Freienstraße. Spätestens 1388 ist das Haus zum Bären an der Freienstraße (Nr. 34) in den Besitz der Hausgenossen gelangt, die vor 1345 am Fischmarkt (an der Ecke gegen die Stadthausgasse) ihre «Wechselloube» aufgegeben hatten. 1398 haben sich die Scherer und Bader nach der Trennung von den Malern, Sattlern und Sporern in einem eigenen Haus an der Freienstraße (Nr. 71) niedergelassen. 1411 gaben die Huf- und Waffenschmiede ihre Trinkstube hinter dem Spalenschwibbogen (dem alten, 1838 abgebrochenen Stadttor am Ausgang des Spalenberges gegen den heutigen Petersgraben) und die Messerschmiede ihre im Haus «zum Korb» an der Spiegelgasse befindliche Stube auf und vereinigten sich in der großen, vom Bischof erworbenen Liegenschaft zwischen Gerbergasse und Rümelinbach, die vor dem von Beginen bewohnt gewesen war. Interessant ist das späte Erscheinen der Kaufleute und der Krämer an den neuen Orten. 1404 ging das Haus zum Schlüssel an der unteren Freienstraße käuflich in den Besitz der vornehmen Handelsherren über. Die Krämer, die 1345 eine eigene Trinkstube in der Nähe der St. Andreaskapelle besaßen, verlegten gegen Ende des Jahrhunderts ihren Sitz an die Gerbergasse (Nr. 12) und erbauten 1423 gegen-

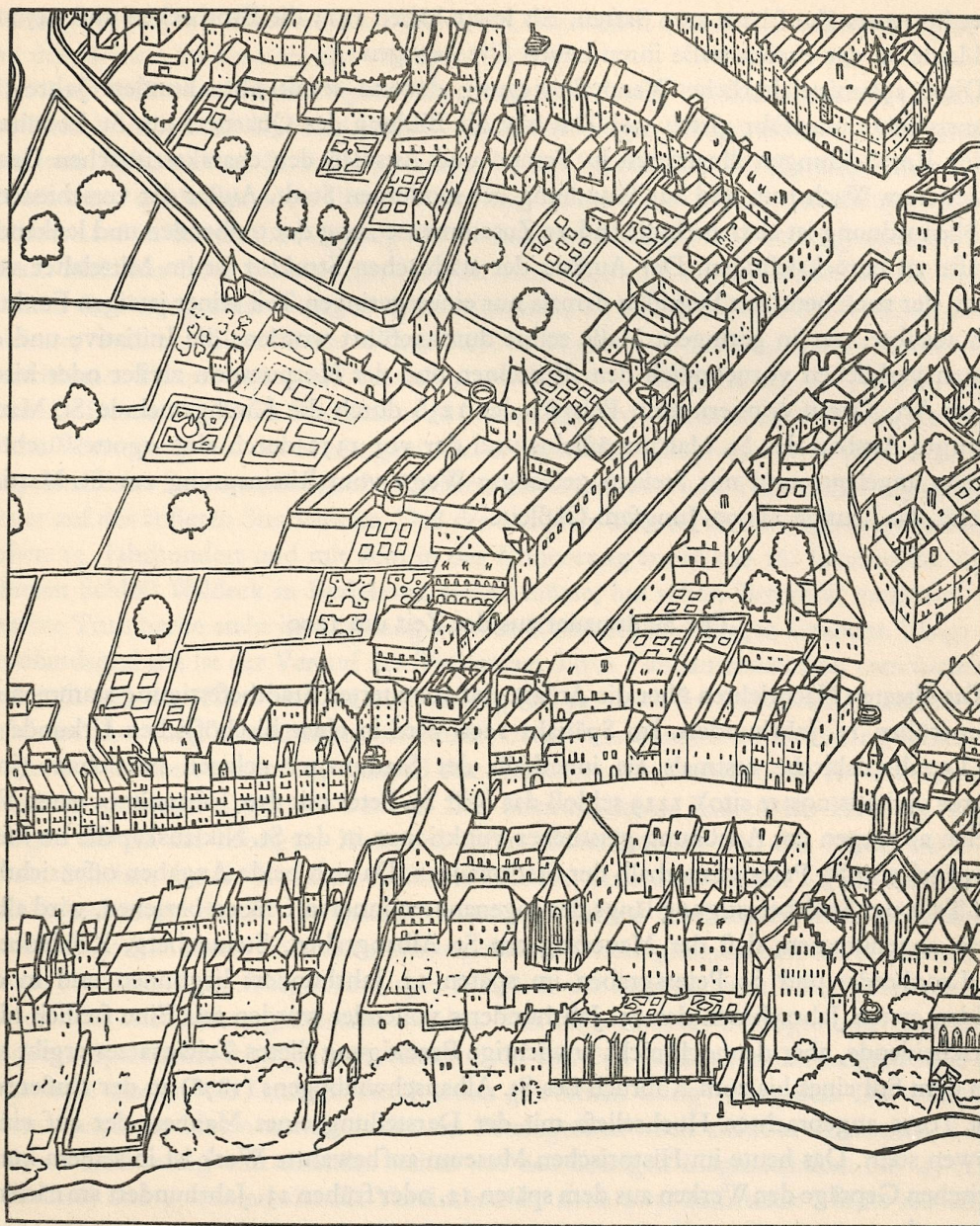


Abb. 12. Ausschnitt aus dem Stadtplan von Matthäus Merian 1615: Die obere Talstadt. Teil hinter dem St. Albangraben

über ihr neues Zunfthaus zum Safran. Als letzte haben 1413 die Brotbecken und 1450 die Rebleute an der Freienstraße ihren neuen Sitz bezogen.

Diese spätmittelalterliche Wanderbewegung dauerte somit über hundert Jahre. Sie beanspruchte ungefähr gleich viel Zeit wie die Bildung des Quartiers um St. Leonhard. Beide Entwicklungen illustrieren in Tempo und Ausmaß den charakteristischen Unterschied zum Wachstum und zur Wandlung der modernen Stadt. Außer der verschiedenen Größenordnung ist aber auch die andere Zusammensetzung der treibenden und lenkenden Kräfte zu berücksichtigen. Der Ausbau der städtischen Struktur ist im Mittelalter vom Staat, der nach heutigen Begriffen damals nur einen geringen Teil seiner jetzigen Funktionen ausübte, nur in geringem Maße selbst durchgeführt worden; die Initiative und die Lasten verblieben vornehmlich dem Einzelnen und der Korporation ziviler oder kirchlicher Art. Daran erinnern zum Beispiel der 1236 durch die Kirchgemeinde St. Martin besorgte Ausbau des St. Martinsgäßleins und der vor 1352 durch eine «gottesfürchtige Person angelegte und mit Steinen gefestigte Weg» vom Rheinsprung zur St. Martinskirche, das heutige 11 000-Jungfern-Gäßlein.

Die Stadtmauer aus der Zeit um 1200

2. Mauer
um 1200

Die ältesten Nachrichten über die Anlage der erweiterten Stadtbefestigung stammen aus dem frühen 13. Jahrhundert. Im Spätjahr 1206 wird in einer bischöflichen Urkunde die St. Leonhardskirche erstmals als innerhalb der Stadtmauer gelegen bezeichnet (*infra muros civitatis nostre sito*). 1219 schloß das Stift St. Peter mit den Johannitern einen Vergleich ab wegen der Ausübung geistlicher Funktionen in der St. Niklauskapelle im Pfarrsprengel von St. Peter «innerhalb der Stadtmauer». Da sich beide Angaben offensichtlich auf Teile der Stadtbefestigung längs der sogenannten inneren Gräben beziehen, wird allgemein angenommen, daß der Mauerzug am St. Albangraben, Steinenberg, Kohlenberg, St. Leonhards- und St. Petersgraben im späten 12. Jahrhundert begonnen und in den beiden ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts vollendet worden sei. Eine freilich nicht entscheidende, aber dennoch nicht unwichtige Bestätigung dieses Zeitansatzes ergibt sich aus dem Stil eines bis zum Abbruch des St. Albanschwibbogens (1878) an der Außenseite des Tores angebrachten Hochreliefs mit der Darstellung eines Mannes, der auf einem Löwen steht. Das heute im Historischen Museum aufbewahrte Werk ist in seinem künstlerischen Gepräge den Werken aus dem späten 12. oder frühen 13. Jahrhundert am nächsten verwandt.

Wiederum handelt es sich um ein Unternehmen, das gleichzeitig auch in Lüttich (1203) und Tournai (1202) einsetzte, in den beiden belgischen Städten indessen erst gegen Ende des 13. Jahrhunderts zum Abschluß gelangte. In zahlreichen anderen Städten, zum Beispiel in Mecheln (1264–1301), Brügge (1293–1300), Aachen (1300–1350), Brüssel (1357–1379),

Löwen (1357–1363), Worms (um 1370–1400), Maastricht (Ende 14. Jahrhundert) ist der Bau der zweiten Stadtmauer erst viel später erfolgt.

In Basel sind verschiedene Teile dieser Stadtbefestigung bis heute erhalten geblieben: Am Rheinbord bei der Wettsteinbrücke – beim ehemaligen «Harzgraben» – der Unterbau von zwei Türmen. Am St. Albangraben steht die Schmalseite des Gartenpavillons vom Ritterhof auf der Ringmauer. Über Verlauf und Stärke dieser Mauer unterrichtet ein vom Stadtrat 1826 in der Baubewilligung für die beiden Gebäude Nr. 5 und 7 gemachter Vorbehalt. Melchior Berri hatte vorgeschlagen: «die Façen der neuen Häuser auf die äußern Limiten des Anzuges der dortigen alten Stadtmauer zu setzen», was aber das Stadtbauamt ablehnte, weil auf diese Weise «diese beyden Façen vor denjenigen der beydseitigen benachbarten Häuser bedeutend vorstehen würden». Für die Richtung der Fassade wurde daher die innere Flucht der Stadtmauer als Normallinie vorgeschrieben. Wohl die eindrucklichste Vorstellung von der Mächtigkeit dieser Stadtbefestigung vermitteln die am Kohlenberg erhaltenen Baureste, der große Eckturm des Lohnhofes und Teile der heutigen Stützmauer auf der äußeren Straßenseite. Daß der Eckturm älter sei als die Stadtmauer aus dem frühen 13. Jahrhundert und mit dem in der Erinnerung bis in das 16. Jahrhundert überlieferten Schloß Wildeck in Beziehung stehen müsse, hat schon Bernoulli vermutet. Die massive Turmbreite steht im Einklang mit der Weite des ehemaligen Grabens. Längs des Leonhardsgrabens ist der Verlauf der Stadtmauer durch Fundamentreste an verschiedenen Stellen (hinter dem Haus am Oberen Heuberg Nr. 32, sowie im Keller des Hauses Nr. 16) gesichert. Ihre Lage wie übrigens auch die Art der ursprünglichen Bebauung hinter der Stadtmauer können neuerdings anhand der sorgfältigen Aufnahmepläne für die Altstadt-sanierung vermehrt abgeklärt werden. Die ursprünglichen Bauten am Heuberg waren weniger tief als die heutigen. Zwischen ihren Hinterfassaden und der Mauer blieb ein offener Streifen, der als Rondenweg diente und erst überbaut worden ist, als die «innere Stadtbefestigung» durch die spätmittelalterliche äußere Stadtmauer ihren ehemaligen Zweck eingebüßt hatte. Über das wohlausgebaute Verteidigungssystem des Stadtttores am oberen Ende des Spalenberges sind 1923 anläßlich der Legung eines Telephonkabels sehr interessante Aufschlüsse gewonnen worden. Der 1230 erstmals bezeugte und 1838 abgebrochene Spalenschwibbogen war unterirdisch mit den beiden Flankierungstürmen der Zugbrücke jenseits des Grabens durch einen gewölbten Gang verbunden. Die detailliertesten Auskünfte bieten natürlich die am Petersgraben noch sichtbar erhaltenen Reste. In 55 m Entfernung von einander stehen auf den heutigen Liegenschaften Nr. 43 (Zerkindenhof) und 35 (unterhalb des Vereinshauses) noch zwei halbrunde Türme der Ringmauer, die ehemals circa 3,8 m in den Graben vorsprangen. Ihre Mauern sind unten circa 0,8 m dick. Beim oberen Turm wurde auch ein Stück der inneren Grabenmauer festgestellt, beim unteren konnte die Stärke (1,6 m) und ungefähre Höhe (7 m von der Fundamentsohle bis zur Krone) der Ringmauer nachgewiesen werden. Der am Heuberg wenigstens aus den erwähnten Aufnahmeplänen ablesbare Rondenweg ist hier beim Hause Nr. 35

durch die erst in einem Abstand von 3,1 m von der Ringmauer vorgefundenen Reste mittelalterlicher Hausbauten bezeugt. Als letzte Bestandteile dieser Stadtbefestigung gelten schließlich noch das Mauerstück unterhalb des Pfarrhauses von St. Peter (St. Peterskirchplatz Nr. 8) und der im Seidenhof eingebaute Eckturm am Rhein.

In Verbindung mit den zahlreichen Abbildungen der im 19. Jahrhundert abgebrochenen Tore und teilweise schon früher aufgefüllten Gräben ist also wenigstens in den allgemeinen Zügen die Beschaffenheit der ganzen Wehranlage noch erkennbar. Sie wies eine Frontlänge von 1660 m auf und war an den Enden und Ecken der Ringmauer mit größeren Vierecktürmen verstärkt. Zum Schutz der Stadteingänge dienten vier Tore (Kunos-, Eschemars-, Spalen-, Kreuztor, die «Schwibbogen»). Zur Verteidigung der Ringmauer waren – vorausgesetzt, daß die am Petersgraben erhaltenen die Regel illustrieren – in Abständen von jeweils 55 m etwa zwanzig in den Stadtgraben vorspringende halbrunde Türme bestimmt. Die ganze Anlage entstammt einem klaren Geist. Zur möglichsten Sicherung der Talstadt wurden die Mauern und Tore auch dort, wo die städtische Siedlung noch nicht dazu zwang, konsequent über die Talhänge hinaus, auf das obere Plateau verlegt, überall unter geschickter Nutzung der natürlichen Hilfe des Geländes und älterer Wehrbauten. In erster Linie wurden mit dem Mauerbau bereits vorhandene oder im Ausbau begriffene Stadtteile in den gemeinsamen Schutz aufgenommen. Von der baulichen Entwicklung der Stadt aus betrachtet, bildet das Unternehmen daher eher den markierten Abschluß einer weiteren Etappe des bisherigen Wachstums. Nur dort, wo die strategischen Interessen es verlangten, wurde auch offenes Land in die Befestigung einbezogen, im übrigen aber deren Umfang der verfügbaren städtischen Streitmacht angepaßt. Die bereits vor dem Spalen- und St. Johannis-Schwibbogen vorhandenen Siedlungen im Gebiet der heutigen Spalen- und St. Johannsvorstadt blieben außerhalb der Stadtmauer, gehörten aber dennoch teilweise zu städtischen Pfarrsprengeln. Dieser Ausschluß ist als eine typische, in anderen Städten ebenfalls nachgewiesene Maßnahme zu betrachten. In Basel wahrscheinlich durch das begrenzte Leistungsvermögen der Stadtgemeinde und die geringe Siedlungsdichte der Vorstädte bedingt, während zum Beispiel in Ypern, Brüssel und Löwen das in der Innerstadt herrschende Patriziat «la tumultueuse population ouvrière des faubourgs» (Ganshof) auf diese Weise vom Stadtreghiment fernhalten wollte.

Das riesige Werk ist entstanden zur Behauptung der eigenen Macht, zum Schutz der nächstgelegenen Interessen, zur Bewahrung von Leben und Gut der damaligen Bürger. In der Beschränkung auf das unmittelbar Notwendige unterscheidet es sich von der bewußt weitausgreifenden spätmittelalterlichen Stadtbefestigung nach dem Erdbeben. Das unternehmungslustige Einbeziehen zukünftiger Möglichkeiten in die eigenen Dispositionen, wie es Bischof Heinrich von Thun als Stadtherr wenige Jahre später mit dem Bau der Rheinbrücke und der planmäßigen Anlage der Stadt Kleinbasel bewies, ist für das Denken der damaligen Bürger nicht primär entscheidend. Ihre Unternehmen sind aber deswegen nicht minder vorbedacht. Wohl bleiben die Ziele nahe gesteckt, aber so, daß die nächste

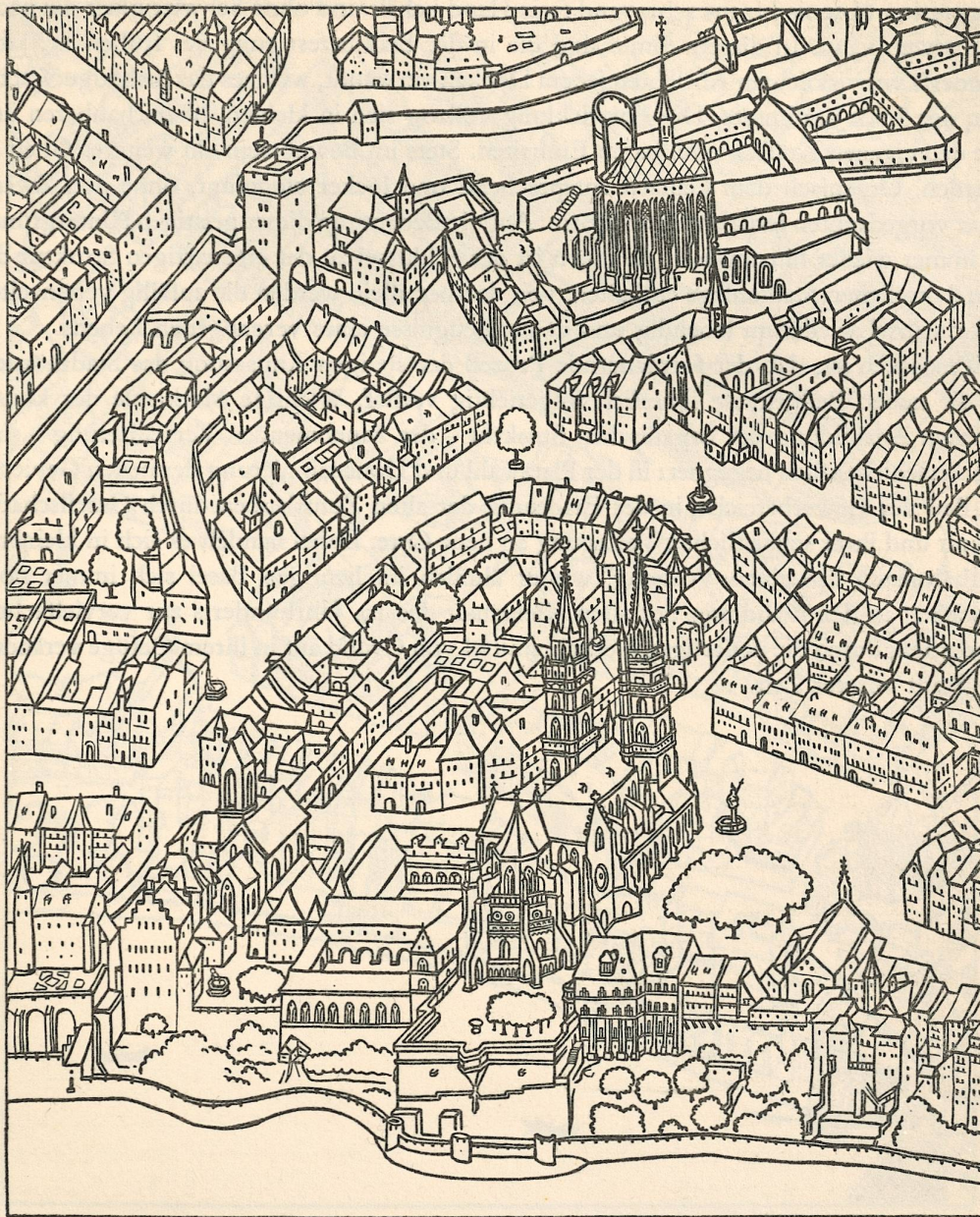


Abb. 13. Ausschnitt aus dem Stadtplan von Matthäus Merian 1615: Die obere Talstadt. Obere Freiestraße, Bäumleingasse, Münsterplatz

Generation über sie hinaus schreitend freie Hand behält und ohne Schwierigkeit die nächsten setzen kann. In diesem Sinne sind die in der Stadtbefestigung des frühen 13. Jahrhunderts verwirklichten Absichten jenem Denken verwandt, welches das bisherige Wachstum der Stadt bestimmte. Die Entwicklung vollzog sich in kleinen, überschaubaren und mit den eigenen Kräften erfüllbaren Einheiten. Stets im Bewußtsein ein weiteres Glied zu schaffen. Organisch dem Ganzen entsprechend und locker eingefügt, ohne den Zwang einer vorgedachten fertigen Gesamtform. Auf die Bedeutung dieser geistigen Hintergründe ist immer wieder hinzuweisen. In ihnen ist der Schlüssel zu der eigenartigen Struktur der mittelalterlichen Stadtanlage enthalten, von dorthin allein werden die zufällig vereinzelter Überbleibsel wiederum lebendig und damit Zeugnisse eines vergangenen Lebens.

Wesentlich ist, daß der fortdauernde Prozeß der stetigen Anpassung des Stadtkörpers an die neuen Bedürfnisse innerlich folgerichtig verlief. Wichtige Merkmale der konsequenten Ausbildung der organischen Struktur – der zunehmenden Verstädterung – sind uns verschiedentlich begegnet: in der Platzwahl und Dimensionierung der neuen Gevierte, im Bau der Gewerbetische, in der Ersetzung der alten Zunftlauben durch Gesellschaftshäuser und ihrer schließlichen Verlegung an neue Orte. Dabei handelt es sich in kleineren Verhältnissen um einen Vorgang, wie er ähnlich im heutigen Basel sich immer noch abwickelt in der Wandlung der alten Kleinstadt des 19. Jahrhunderts zur vervielfachten modernen, durch die neuartigen Verkehrsmittel von Grund auf in ihrem Gefüge veränderten Stadt unserer Zeit.

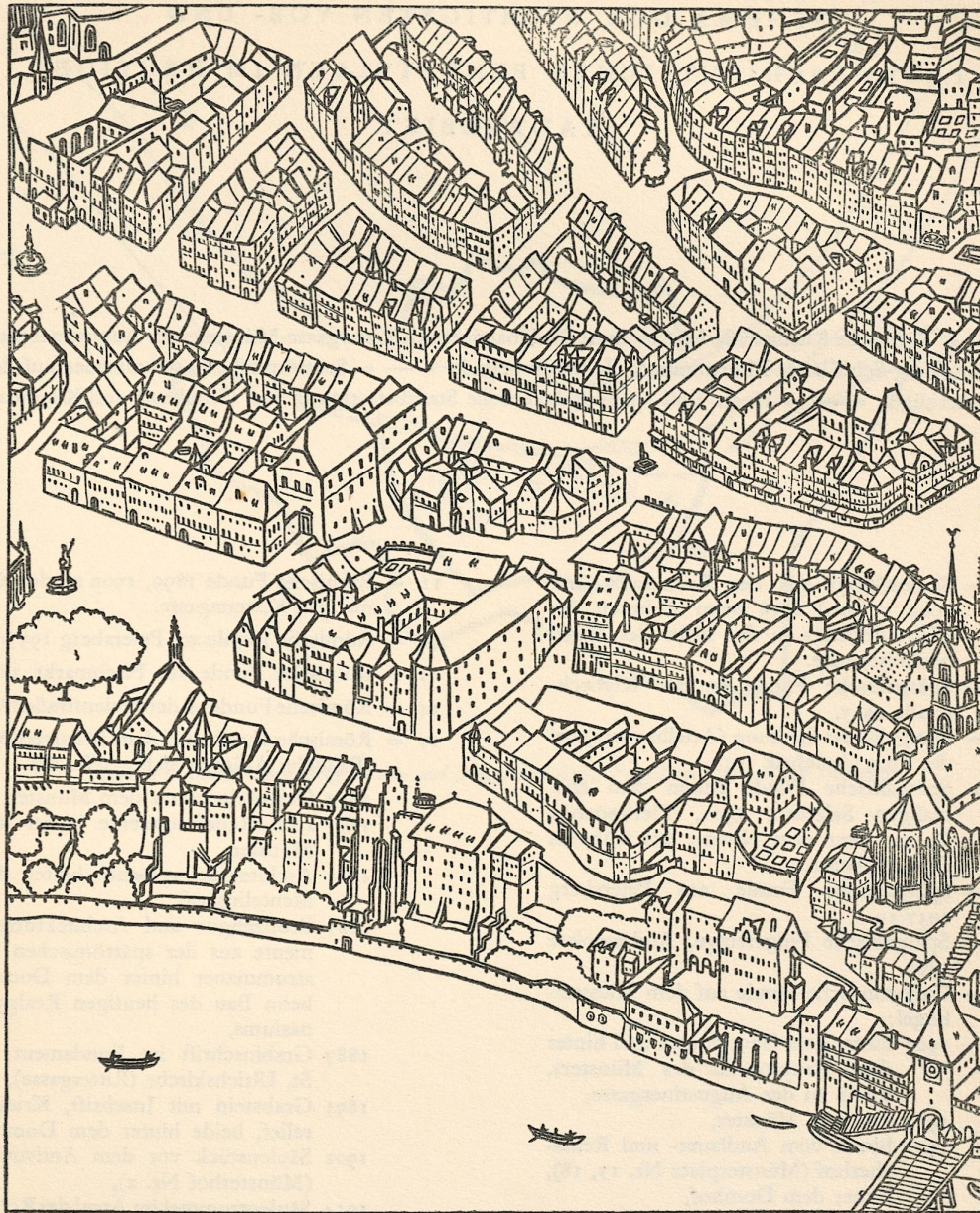


Abb. 14. Ausschnitt aus dem Stadtplan von Matthäus Merian 1615: Die obere Talstadt. Mittlere und untere Freiestraße, im Vordergrund Augustinergasse und Rheinsprung

SCHEMA DER WICHTIGSTEN VOR- UND FRÜHGESCHICHTLICHEN FUNDSTELLEN IM HEUTIGEN STADTGEBIET

----- = Römische Rheinstraße im Abschnitt St. Albanvorstadt-Rittergasse-Münsterplatz-Augustinergasse-Rheinsprung-Schifflande-Blumenrain-St. Johannsvorstadt. — = Spätrömische Castrummauer auf dem Münsterhügel. ——— = Hoch- und spätmittelalterliche Stadtbefestigung von Großbasel und Kleinbasel.

- 1 = Sammelfund aus der Bronzezeit (um 1000 v. Chr.) 1858 beim Abbruch des «Hirtenturms» in der Nähe der Elisabethenschanze.
- 2 = Spätgallische Funde an der Klybeckstraße 1917.
- 3 = Spätgallische Siedlung (Aialbinnum) bei der alten Gasfabrik 1911.
- 4 = Spätgallische Funde neben dem ehemaligen Salzturm 1901, Tierknochen 8,2 m unter dem Niveau des früheren Blumenplatzes.
- 5 = Spätgallische Funde am Petersberg 1937/39.
- 6 = Spätgallische Fingerringe, Andreasplatz 1865.
- 7 = Gallorömische Funde auf dem Münsterhügel:
 - 1907 hinter dem Georgsturm und hinter dem Hauptportal des Münsters, sowie an der Augustinergasse,
 - 1913 vor dem Münster,
 - 1921 hinter dem Andlauer- und Reinaucherhof (Münsterplatz Nr. 17, 18),
 - 1895 hinter dem Domhof,
 - 1913/14 auf dem Areal des Rollerhofes.
- 8 = Gallorömische Funde an der Bäumleingasse 1928/29.
- 9 = Römische Funde 1899/1900 an der Schifflande.
- 10 = Römischer Fund 1899 an der ehemaligen Schwanengasse (Birsigufer).
- 11 = Römische Funde 1899, 1909 an der ehemaligen Kronengasse.
- 12 = Römische Funde am Petersberg 1937/39.
- 13 = Römische Funde am Fischmarkt 1899.
- 14 = Römische Funde an der Freienstraße 1838.
- 15 = Römische Funde auf dem Münsterhügel (Bauliche Anlagen siehe Abb. 16).
 - 1837 Grabstein hinter dem Münster,
 - 1861 zwei Relieffragmente hinter dem Münster,
 - 1883 Architekturfragmente hinter dem Mentelinshof,
 - 1885 Bronzefigur und Architekturfragmente aus der spätrömischen Castrummauer hinter dem Domhof beim Bau des heutigen Realgymnasiums,
 - 1887 Grabinschrift im Fundament der St. Ulrichskirche (Rittergasse),
 - 1895 Grabstein mit Inschrift, Kriegerrelief, beide hinter dem Domhof,
 - 1902 Säulenstück vor dem Antistitium (Münsterhof Nr. 2),
 - 1914 Säulentrommel im Areal des Rollerhofes.
- 16 = Spätrömisches Gräberfeld zwischen Elisabethenstrasse und Äschenvorstadt.
- 17 = Alamannisches Gräberfeld am ehemaligen Gotterbarmweg (heutige Schwarzwaldallee) 1915.

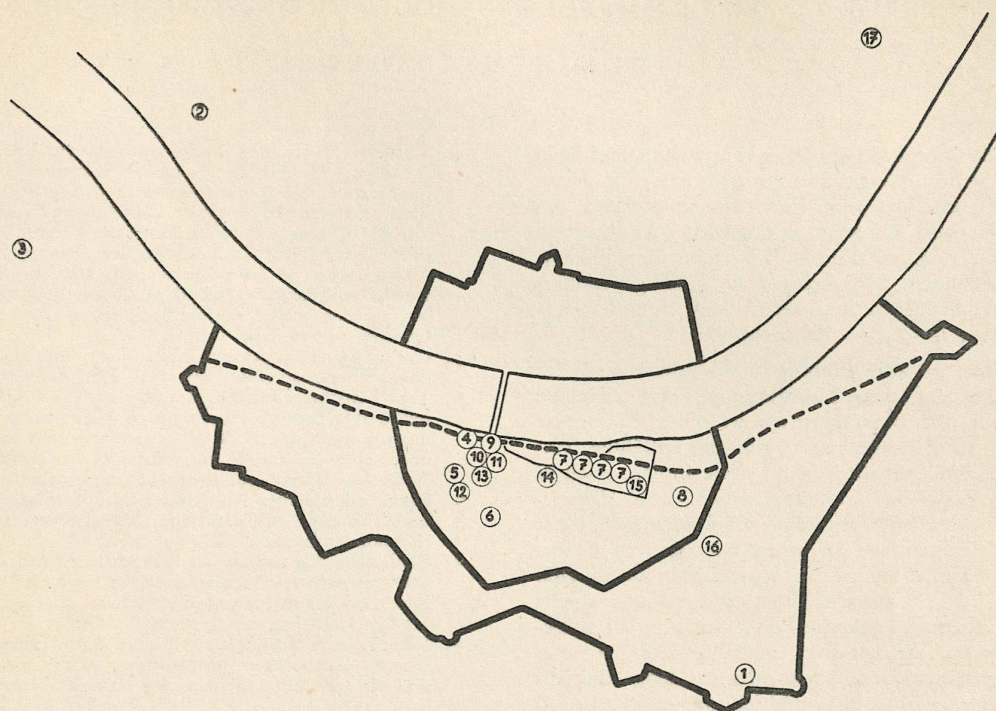


Abb. 15. Schema der wichtigsten vor- und frühgeschichtlichen Fundstätten im heutigen Stadtgebiet

○ 1a

Auffallend ist die Konzentration der Fundstellen im Gebiet der heutigen Altstadt. Davon deutlich getrennt erscheinen als Bestandteile selbständiger Siedlungen die spätgallischen Fundstellen bei der ehemaligen Gasfabrik (Arialbinnum) und im Klybeck (Ciba-Areal), die alamannischen Gräberfelder an der Schwarzwaldallee, sowie in noch größerer Entfernung und darum nicht eingezeichnet an der Kleinhüninger Anlage und am Bernerring.

SPUREN DES RÖMISCHEN BEBAUUNGS-SCHEMAS AUF DEM MÜNSTERHÜGEL

Die Grundlage für unsere Feststellungen bilden die heutige Längsachse des Münsters, die genau gleich wie das römische Vermessungsnetz von Augst und Umgebung orientiert ist und von Osten 36 Grad nördlich abweicht, bzw. die entsprechenden Senkrechten. In der gegenüberstehenden Skizze sind diese beiden Orientierungslinien mit - - - - gekennzeichnet.

Eine genaue Prüfung des Grundrisses der Bauten auf dem Münsterhügel, also zwischen Rhein und Birsigtal sowie zwischen Eisengasse und St. Albangraben, ergibt die auffällige Tatsache, daß verhältnismäßig viele Linien, seien es nun Fassaden, Trennungsmauern von Häusern und Parzellen oder Mauerzüge innerhalb einer Parzelle, parallel zur einen oder andern Orientierungslinie verlaufen. Um jeglichen Zufall nach Möglichkeit auszuschalten, wurden nur solche Mauern und Linien in den Situationsplan aufgenommen, die entweder genau parallel zu einer Orientierungslinie liegen oder bei denen die Abweichung von der Grundrichtung nicht so groß ist, daß die Orientierungslinie aus dem Mauerkörper heraustritt. Daß dieser strengen Auslese, welche nur einen sehr geringen Fehlerprozentsatz zuläßt, trotzdem zahlreiche, sogar erstaunlich viele Linien standhalten, beweist die starke Nachwirkung des römischen Vermessungsschemas.

Aber nicht nur die Häufigkeit dieser Reste, sondern auch ihre besondere Lage im einzelnen ist auffällig und bestimmt nicht dem Zufall zu verdanken. Im folgenden seien daher einige dieser Reste besonders aufgeführt:

1. Besonders überraschend ist die Lage der Terrasse, auf welcher die Martinskirche steht: die Stützmauer am Rheinsprung verläuft nämlich parallel zur Münsterfassade (Front des Heinrichsmünsters = Georgsturm) und zudem fast genau in ihrer Verlängerung, ebenso ein kurzes Mauerstück in der Liegenschaft Augustinergasse 6 zwischen Münsterplatz und Museum; senkrecht dazu die Giebelmauer des Pfarrhauses Martinskirchplatz 3.
2. Zwei Abschnitte der Außenmauern des bekanntlich aus einem gotischen Kern bestehenden ehemaligen Kollegiengebäudes der Universität (Rheinsprung 9).
3. Teil der nordwestlichen Fassade von Rheinsprung 17 (Sankt Oswalds Pfruendhus); Rheinsprung 20: Scheidmauer gegen Weißes Haus und Rückfassade.

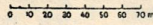
4. Vordere Hälfte der Südostmauer von Rheinsprung 21, die seitliche Mauer des Museums gegen die Martinsgasse (noch von der alten Augustinerkirche stammend), die gegenüberliegende Fassade von Martinsgasse 15, die Fassade des Bärenfelserhofes (Stapfelberg 9) und seine Scheidmauer gegen Martinsgasse 18 (zur Eisenburg), alles Linien, welche auch heute noch in der Gliederung der Bebauung eine hervorragende Rolle spielen und das Quartier unterteilen.
5. Grenze zwischen der ehemaligen Liegenschaft des Augustinerklosters und dem Hause Stapfelberg 6.
6. Teile beinahe sämtlicher Brandmauern der rheinseitigen Häuser Augustinergasse 3-21; auch sie dürften nicht durch Zufall derart orientiert sein, denn eine Bebauung zum Beispiel im rechten Winkel zur Uferböschung ergäbe eine andere Lage.
7. Fassade des kleinen Rollerhofes (Münsterplatz 19) und Teil der Nachbarfassade (Münsterplatz 17), ebenfalls an baulich wichtiger Stelle.
8. Zahlreiche Mauerzüge an der Südwestfront des Münsterplatzes; interessanterweise liegt hier die Mehrzahl der in Frage kommenden Linien nicht bei den Fassaden, sondern etwas dahinter.
9. Verschiedene Stützmauern hinter dem Humanistischen Gymnasium (Münsterplatz 14/15), ferner drei der vier Außenmauern des Hauses Münsterberg 11.
10. Zwei Mauerzüge an der Böschung hinter den Häusern Freiestraße 93/95 zwischen Münsterberg und Bäumleingasse.
11. Trennungslinie zwischen der Halle des Kreuzgangs und dem kleinen Kreuzgang, eine Stelle, wo bereits früher der Verlauf der spätrömischen Kastellmauer vermutet wurde.
12. In diesem Zusammenhang darf vielleicht auch das unter der heutigen Turnhalle des Schulhauses zur Mücke aufgedeckte Stück der spätrömischen Kastellmauer aufgeführt werden, da es praktisch ebenfalls senkrecht zur Münsterachse orientiert ist.

Wie stark die Nachwirkung der antiken Orientierung noch im Mittelalter war, geht aus der Orientierung des Georgsturmes des Münsters hervor. Als um das Jahr 1000 zur Zeit Kaiser Heinrichs II. die große Kathedrale gebaut wurde, griff man wieder auf die – vielleicht im Quartier noch vorherrschende – antike Orientierung zurück, sei es bewußt, sei es, daß der Neubau an ein Gebäude mit römischer Orientierung angelehnt wurde.

Zusammenfassend kann also festgestellt werden, daß sich die Spuren des antiken, von Augusta Raurica ausgehenden Vermessungssystems auf dem Basler Münsterhügel noch jetzt auch praktisch im Gelände nachweisen lassen.

Alfred R. Weber

- v—v—v—v— Graben



67

DAS RÖMISCHE VERMESSUNGSNETZ AUF DEM MÜNSTERHÜGEL

Zur Einzeichnung der römischen Vermessungslinien in den Stadtplan wurde für den *Martinsturm des Münsters* und die Türme von *St. Peter* und *St. Theodor* berechnet, wieviele Centurien sie, von uns aus gesehen, links und diesseits des Ausgangspunktes der antiken Kolonievermessung liegen, der im *Forumaltar von Augusta Raurica* angenommen wird. Als Rechnungsgrundlagen dienten die auf Bern bezogenen eidgenössischen Koordinaten des Forumaltars und der drei Kirchtürme. Ferner wurde als Bezugslinie für die Ausrichtung des römischen Vermessungsnetzes die *Längsachse des Basler Münsters*, deren Abweichung von der Ostrichtung genau 36 Grad mißt, sowie als *Länge der Centurie* der heute allgemein angenommene Betrag von 710,4 m in Rechnung gestellt.

Die Ausrechnung ergab als Abstände für den	Centurien diesseits des Forumaltars	Centurien links des Forumaltars
Martinsturm des Münsters	9 241	11 033
St. Petersturm	9 502	11 843
St. Theodorsturm	8 508	11 035

Höchst auffallend ist auf dem nebenstehenden Plan, wie eng sich der Richtung nach das römische Vermessungsnetz den Straßen und Häuserzeilen auf dem Münsterhügel anschmiegt. Wer den Plan mit dem rekonstruierten Grundriß von *Augusta Raurica* vergleicht und *Rudolf Laurs* Führer durch *Augusta Raurica* studiert, wird freilich einen wesentlichen Unterschied feststellen. In Augst verlaufen die wichtigen Vermessungsachsen durch den Forumaltar, während in Basel die entsprechenden bedeutsamen Centurienlinien, die IX. diesseitige und die XI. linke, am Münster vorbeigehen, wo doch vermutlich der Haupttempel von römisch Basel und damit der *Basler Forumaltar* stand. Doch lassen sich die vorliegenden Abweichungen leicht erklären: Die genaue Länge der von den Feldmessern des *Munatius Plancus* verwendeten Zehnfußlatte ist uns unbekannt, und hinsichtlich der unvermeidlichen Fehler, die bei jeder Vermessung auftreten, sind wir auf rohe Schätzungen angewiesen.

Die Lage der IX. diesseitigen Centurienlinie war durch den Augster Forumaltar bestimmt; der Standort des Münsters dagegen richtete sich nach

dem Rhein und konnte nicht beliebig verschoben werden. Man hätte schon den Forumaltar 170 m weiter südlich aufstellen müssen, um eine Übereinstimmung zu erreichen, was im Hinblick auf das ferne Basel sinnlos war.

Anders verhält es sich mit der XI. linken Centurienlinie. Bei der Beurteilung ihrer kleinen Abweichung vom Münster und von der Theodorskirche hat man sich die relativ große Entfernung von Augst vor Augen zu halten, über die hinweg zu messen war, und in Betracht zu ziehen, daß die römischen Feldmesser mit einer gewöhnlichen Zehnfußlatte und ohne optische Instrumente arbeiteten. Bei Messungen mit solchen Apparaten und über solche Distanzen, insbesondere durch das weite Sumpfgelände entlang der Birs, traten ohne Zweifel Fehler ein, die von der Unvollkommenheit der Menschen und ihrer Werkzeuge herrührten. Die Größe der damals begangenen Fehler wird uns wohl für immer verborgen bleiben. Nur als rohen Vergleich können wir beispielweise anführen, daß sich im hier vorliegenden, mit modernen Hilfsmitteln erstellten Stadtplan von L. A. Löffel allein vom Münster bis zum Spalentor ein Fehler von acht Metern eingeschlichen hat, was gegenüber den gefundenen 13 Metern auf der zwölfmal längeren Strecke vom Münster bis nach Augst sehr hoch ist. Sodann fällt die Genauigkeit der Meßplatten wesentlich ins Gewicht. Nehmen wir an, die von den Feldmessern des *Munatius Plancus* verwendete *Decempeda* sei nur um einen Sechshundertstel länger gewesen als der von uns in Rechnung gestellte Betrag, dann hätten wir die XI. linke Centurienlinie weiter westlich erhalten und durch das Münster und die Theodorskirche zeichnen müssen.

Es ist demnach soviel wie gewiß, daß der früher an der Stelle des Münsters vermutete antike Tempelbau an die XI. linke Centurienlinie des römischen Vermessungsnetzes und damit an die durch sie führende Straße gestellt wurde. Der Leser muß daher beim Betrachten des Planes kleinere Verschiebungen des Quadratnetzes ins Auge fassen und wird dann zum Beispiel feststellen können, daß der Münsterplatz auffallend gut in ein Rechteck von 4 Actus Länge und 2 Actus Breite hineinpaßt.

Hans Stobler

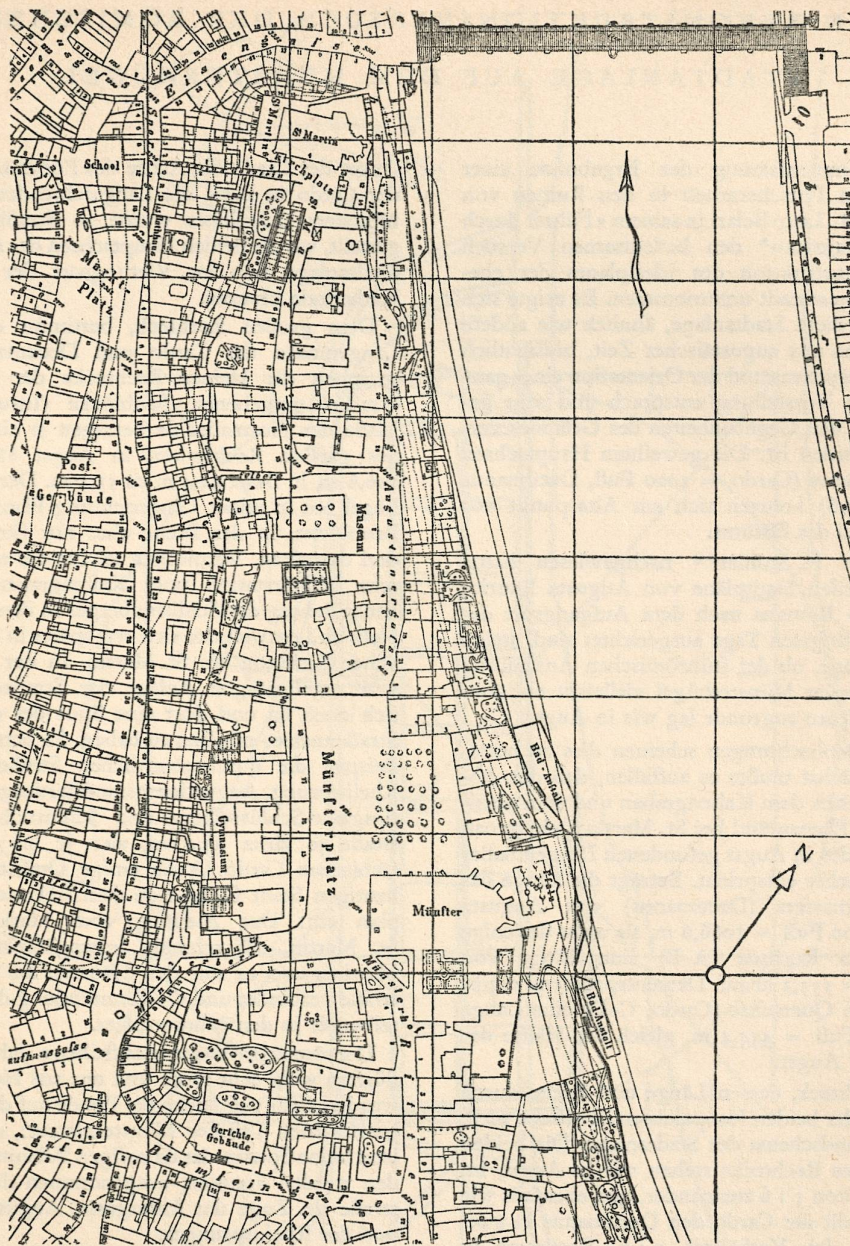


Abb. 17. Das römische Vermessungsnetz auf dem Münsterhügel in einem Ausschnitt aus dem Stadtplan von L. A. Loeffel, aus den Jahren 1857-1859. Einer Quadratseite des Netzes entsprechen zwei römische Actus = $\frac{1}{10}$ Centurie = 71 m

EIN REKONSTRUKTIONSVERSUCH DER RÖMISCHEN STADTANLAGE AUF DEM MÜNSTERHÜGEL

In Zusammenfassung der Ergebnisse einer langjährigen Forscherarbeit in den Ruinen von Augst, hat R. Laur-Belart in seinem «Führer durch Augusta Raurica»* den bedeutsamen Versuch einer Rekonstruktion des Idealplanes der ehemaligen Römerstadt unternommen. Es zeigte sich dabei, daß diese Stadtanlage, ähnlich wie andere Gründungen aus augustäischer Zeit, hinsichtlich des Straßensystems und der Orientation einer ganz bestimmten Vorstellung entsprach und sehr geschickt mit den Gegebenheiten des Geländes verbunden worden ist. Die geweihten Hauptachsen des Idealplanes (Cardo = 3000 Fuß, Decumanus = 3600 Fuß) kreuzen sich am Altarpunkt vor dem Tempel des Forums.

Nachdem H. Stohler** nachgewiesen hatte, daß die beiden Stadtpläne von Augusta Raurica und Basilia Romana nach dem Aufgangsort der Sonne am längsten Tage ausgerichtet sind, stellte sich die Frage, ob der frühromischen Ansiedlung auf dem Basler Münsterhügel vielleicht ein ähnlicher Idealplan zugrunde lag wie in Augst.

Einige Beobachtungen scheinen dies zu bestätigen. Zunächst mußte es auffallen, daß der Abstand zwischen dem Keltengraben und dem nordwestlichen Plateaurand bei St. Martin recht genau der Hälfte des in Augst gefundenen Längenmaßes der Hauptachse entspricht. Beträgt die Länge des Stadtdurchmessers (Decumanus) von Augusta Raurica 3600 Fuß = 1066,6 m, so weist derjenige von Basilia Romana (A-B) eine Länge von 1800 Fuß = 533,3 m auf. Dementsprechend ergibt sich für die Querachse (Cardo, C-D) eine Länge von 1500 Fuß = 444,4 m, gleich der Hälfte des Cardo von Augst.

Das Rechteck, dessen Länge und Breite durch die Masse der beiden Hauptachsen bestimmt wird, ist das Grundschema der Stadtanlage. Die beiden Seiten dieses Rechtecks stehen wie in Augst, im Verhältnis von 5 : 6 zueinander, und ebenfalls wie in Augst teilt der Cardo den Decumanus in zwei Abschnitte im Verhältnis 2 : 7. Bestimmt in

Augst der Cardo die Achse des Forums, so bildet der Cardo in Basel die Längsachse des heutigen Münsters. Ähnliches wurde in Straßburg festgestellt, wo die beiden Hauptachsen der römischen Stadtanlage sich im Vierungsort der heutigen Kathedrale kreuzen.

Dem großen Rechteck, bestimmt durch die Längenmaße des Cardo und Decumanus, entsprechen die kleinen Rechtecke der von vier Straßen umgebenen Baublöcke (Insulae). Die Maße der Normalinsula betragen je ein Zehntel des großen Rechteckes, in Augst 88,8 m zu 106,6 m, in Basel 44,4 m zu 53,3 m. Der Münsterhügel bot in seiner Längsrichtung Platz für neun Baublöcke, in der Breite aber nur für zwei bis drei derselben. Vermutlich reichte die erste römische Militärstation vom Keltengraben bis zur Einmündung des Schlüsselberges in den Münsterplatz und entwickelte sich erst später in nordwestlicher Richtung bis St. Martin. In der heutigen, sehr regelmäßigen Anlage der Straßen, scheint sich noch da und dort eine Spur des römischen Straßennetzes erhalten zu haben. So betragen zum Beispiel die durchschnittlichen Straßenabstände Rheinsprung, Augustinergasse-Martinsgasse, Martinsgasse-Schlüsselberg und Schlüsselberg-Freistraße je zirka 44,4 m, also je $\frac{1}{10}$ des frühromischen Cardo. Auch einige Querstraßen der heutigen Stadt fügen sich dem Rekonstruktionsplan ein: Der Aufstieg vom Marktplatz zu St. Martin, das schmale Seitengäßlein, das die Martinsgasse 14 mit den Häusern an der Freistraße verbindet und die Einmündung des Schlüsselberges in den Münsterplatz.

Die römischen Bauten des frühen 1. Jahrhunderts dürften wohl sehr rasch und nur aus Holz erstellt worden sein (vergleiche die Funde auf dem baumbestandenen Teil des Münsterplatzes), so daß bis jetzt keine Spuren der damaligen Bebauung gefunden werden konnten, ausgenommen die Römerstraße im Zuge der Rittergasse, Augustinergasse und des Rheinsprunges.

Der Rekonstruktionsversuch läßt bei St. Martin die Möglichkeit eines Tempelbaues zu. Dieser Ort liegt genau im Westen des Hornfelsens, wo neuerdings Siedlungsspuren aus der Hallstattzeit gefunden worden sind. Auch im Norden und Süden von St. Martin befinden sich vorgeschichtliche

* Frobenius AG., 1937, Seite 38 f.

** «Orientierung der Stadtpläne von Augusta Raurica und Basilia Romana», Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde, 38. Band, Seite 397 f.

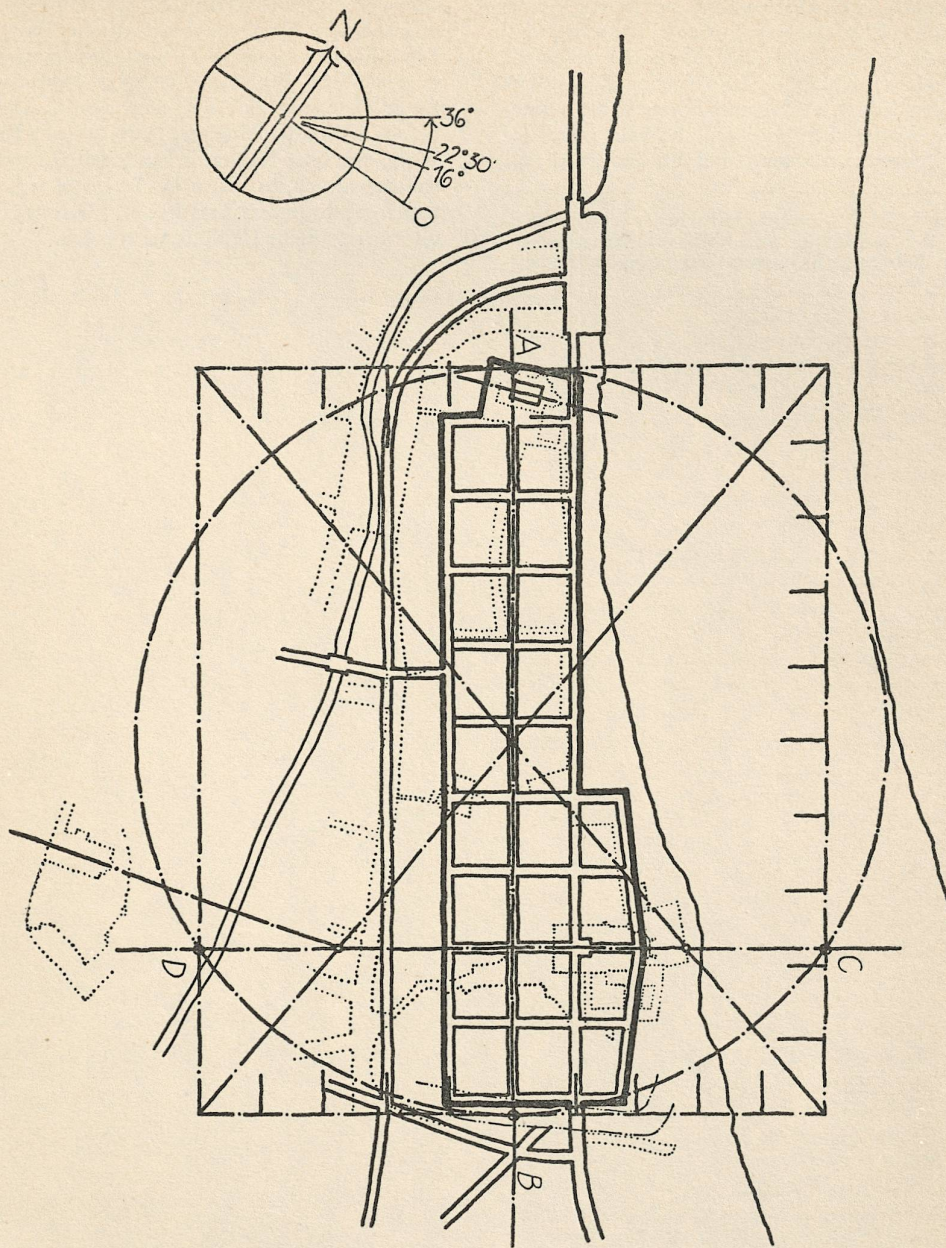


Abb. 18. Ein Rekonstruktionsversuch der römischen Stadtanlage auf dem Münsterbühl

Siedlungsstellen*. Dort wo der Straßenzug Augustinergasse-Rittergasse vom Cardo gekreuzt wird (im Inneren des Münsters), dürfte sich einstmals ein römisches Fahnenheiligtum oder ein Tempel befunden haben. Auffallend ist auch die Orientierung der Kirchenachsen von St. Martin ($22^{\circ} 30'$ Abweichung von Osten) und St. Leonhard (16°

* Vergleiche den voraussichtlich in der Schweiz. Zeitschrift für Archäologie und Kunstgeschichte erscheinenden Aufsatz des Verfassers über die Haupthimmelsrichtungen.

Abweichung von Osten). St. Leonhard ist genau gleich ausgerichtet wie der römische Tempel auf Schönbühl in Augst und dessen Längsachse weist eine ähnliche Beziehung zu dem Stadtplan von Basilia Romana auf, wie jene des Tempels auf Schönbühl zu dem Stadtplan von Augusta Raurica. Wenn auch der Nachweis hiefür fehlt: Es ist sehr wahrscheinlich, daß einst bei St. Leonhard, an der Stelle des Münsters und bei St. Martin römische oder vorrömische Heiligtümer standen.

I. Maurizio